Die alten Schweinfurter.

Die alten Schweinfurter.

Das

Ende des achtzehnten Jahrhunderts

in der

Freireichsstadt Schweinfurt.

Auf Grund der im städtischen Archiv befindlichen Raßdörfer-Voit'schen handschriftlichen Chronik

DEN VÄTERN ZUR EHR
DEN ENKELN ZUR LEHR

geschildert

von

Dr. Karl Oppel.

Schweinfurt 1892.

G. J. Giegler's Buchhandlung (Heinr. Berger).

K. b. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Fr. Junge
(Junge & Sohn), Erlangen.

Dem

rechtskundigen Bürgermeister

der

Stadt Schweinfurt,

Sr. Hochwohlgeboren,

Herrn

Karl v. Schultes,

Ritter des Verdienstordens vom heil. Michael und des Verdienstordens der bayer. Krone,

in **Verehrung** dargebracht.

Zur Orientierung.

„Nun, Gott sei Dank“, sprach Herr Stepf zu seiner Frau, „jetzt scheint es doch, daß das Jahrhundert mit Frieden schließen wird!“

Es war nachmittags drei Uhr; die Beiden saßen an einem viereckigen, eichenen Tische einander gegenüber und nahmen einen kleinen Imbiß ein: selbstgebackenes Brod, hausmachene Wurst und einen guten Trunk reinen, unverfälschten Weines, im eigenen Weinberg gezogen; pünktlich um elf Uhr ward zu Mittag gegessen, da konnte man vier Stunden später wieder etwas genießen.

„Gebe Gott, daß es so ist!“ entgegnete die Frau. „Wie stehen denn gegenwärtig die Angelegenheiten? Neun Jahre währet nun das Unglück: Durchmärsche, Einquartierung, Brandschatzung, Plünderung, — es nimmt kein Ende, und bei alledem fragt man doch, warum und wozu?“

„Ja, daß ihr Frauen wie mit verbundenen Augen in dem Durcheinander steht und nicht mehr wißt, woher und wohin, das ist sehr natürlich; geht es doch den meisten Männern ebenso, und nur wer Tag für Tag mit der Politik zu thun und Alles mit durchgearbeitet hat, wie wir droben auf dem Rat, findet sich noch zurecht. — Die niederländischen Provinzen, welche unter österreichischer Oberherrschaft standen (Flandern, Brabant u. s. w.), empörten sich gegen die Regierung, und Kaiser Leopold sandte im Jahre 1791 seine Regimenter dahin, die Widerspenstigen zum Gehorsam zu bringen; das waren die ersten Truppendurchmärsche, welche wir zu sehen bekamen. Im April 92 brach dann der Krieg aus zwischen Oesterreich und Preußen einerseits und Frankreich andererseits;

die Deutschen, erst siegreich, mußten im September den Rückzug antreten, die Franzosen folgten ihnen auf den Fersen, nahmen Speier, Worms, Mainz, Frankfurt im Handumdrehen weg, und wir trafen hier schon unsere Vorsichtsmaßregeln, denn über Nacht konnten die Feinde vor Schweinfurts Thoren erscheinen. Das geschah nun nicht; zu dem Marsche hierher waren sie zu schwach, aber im Februar 93 kamen aus den Niederlanden 400 Mann Oesterreicher an und unter ihnen 18 Typhuskranke; — wir wehrten uns nach besten Kräften und wollten sie absolut nicht in der Stadt behalten, allein da hieß es: „Gewalt geht vor Recht"; sie blieben hier, starben in wenig Tagen alle achtzehn, und wir mußten Gott danken, daß nur die Bürgerschaft nicht angesteckt wurde; seit jener Zeit haben wir ein ständiges Militärlazaret. Bald darauf erklärte das deutsche Reich der französischen Republik den Krieg, und am 30. April marschierte die Schweinfurter Compagnie ab, zunächst nach Fürth.

Vom Jahre 94 an hörten die Durchmärsche und die Transporte von Verwundeten nicht mehr auf; in Folge des Aufkaufes für die Armeebedürfnisse stiegen die Preise der Lebensmittel in's Ungeheuerliche; das gemeine Volk wußte nicht mehr, woher das Geld nehmen für das tägliche Brod; die Stadt mußte zur Vermeidung aller irgend unnötigen Ausgaben mit dem Pflastern der Straßen aufhören, und zum Ueberfluß war auch noch der Winter ein so schrecklicher, daß die Fröste bis in den Mai 95 andauerten und der Eisgang greuliche Verwüstungen anrichtete. Dazu kam noch eine Schmach, die Niemand für möglich gehalten hätte: Weil die Deutschen meist den Kürzeren zogen, verständigte sich Preußen mit Frankreich, schloß in Basel einen Separatfrieden, ließ den Kaiser im Stiche, verabredete eine quer durch das Reich gehende Grenzlinie, welche von den Feinden nicht überschritten werden durfte, und das ganze Kriegselend ergoß sich nun über Süddeutschland allein."

„Horch!" unterbrach Frau Stepf ihren Mann. „Hat es nicht geklopft?" Richtig, abermals ward an die Thüre gepocht, und auf das „Herein" trat ein freundlicher Mann

in das Zimmer mit den Worten: „Grüß' dich Gott, Heinrich!"

Erstaunt blickten die Beiden auf. „Ach, der Herr Hahn von Nürnberg!" rief die Frau; ihr Mann aber reichte dem Eintretenden die Hand und sprach: „Ja, bist du es denn wirklich, Martin?"

„Ganz wirklich, von Kopf bis zu Fuß", antwortete der Angeredete in herzlichem Tone; „nun lasse mich aber zuerst die Frau Syndikusin begrüßen". Damit wandte er sich an Frau Stepf und fuhr, indem er ihr die Rechte bot, in freundschaftlichem Tone fort: „Wie es Ihnen geht, frage ich nicht; man sieht es Ihnen auf den ersten Blick an, daß Sie wohlauf sind und trotz der Kriegsdrangsal und manches Ungemachs, das ohne Zweifel auch Sie erduldet haben, doch immer das gute, herzige Weibchen, wie vor zehn Jahren; und da Sie nun gerade am Imbiß sind, will ich mich sogleich dazu setzen, thun, als sei ich zu Hause — gerade, wie damals —, und Ihrer Wurst und Ihrem Weine tapfer zusprechen."

So ging es aber doch nicht, wie der Nürnberger gedacht hatte; dem Gaste zu Ehren ward vor Allem ein schönes weißes Tuch über den Tisch gedeckt, dann wurde ein besserer Wein aufgetragen, auch Schinken und Senf, und erst als der Fremde sich nicht nötigen ließ, sondern wacker zulangte, war die rechte Gemütlichkeit hergestellt. „Uebrigens", meinte Frau Stepf, „mit den zehn Jahren ist's Nichts. Lieber Gott, damals sah ich doch noch anders aus; als Sie die paar Tage bei uns wohnten, war die Kriegsfurie bereits losgelassen. Ich erinnere mich bestimmt, Sie waren bei uns kurz vorher, ehe die Nachricht von dem Handstreich unseres Contingents eintraf, — du, Heinrich, wann war das?"

Stepf war Mitglied des Rates, besorgte, da er die Rechtswissenschaft studiert hatte, die laufenden Bureau-Geschäfte, führte den Titel Syndikus und war in den Angelegenheiten der Stadt so bewandert, wie kein Anderer. Schweinfurt hatte vier Bürgermeister, die von Vierteljahr zu Vierteljahr mit dem Vorsitz im Senate (oder Rate) abwechselten; der gerade dirigierende

hieß Oberbürgermeister, wurde Excellenz, oder auch Magnificenz angeredet, — wer aber Allen zusammen jede Sache erst klar legen mußte, das war der Syndikus; er wußte, wie Alles zusammenhing, — was man in ähnlichen Fällen früher gethan hatte, und er war der Einzige, dem die höchst verwickelten politischen Zustände klar und geläufig waren. So antwortete er denn auch jetzt, ohne sich zu besinnen: „Die Nachricht von dem Geniestreich unseres Seyffarth traf hier ein Anno 95 am 23. November; heute haben wir den 29. August 1800, also sind es fünf Jahre, daß du bei uns warst. Aber, sag' einmal, wo hast du denn dein Gepäck?"

„Das habe ich in der ‚Schwarzen Krähe' abgegeben", antwortete Hahn. „Die Frau Syndikusin wird mir es nicht übel nehmen; ich bin wieder, wie damals, auf dem Wege nach Cassel zu meiner dort verheirateten Schwester; jenesmal konnte ich bleiben, solange ich wollte, aber heute, in dieser entsetzlichen Lage, da Niemand ahnen kann, was der nächste Augenblick bringt, wollte ich nur den Freunden die Hand drücken; morgen in aller Frühe reise ich wieder ab, und für Ein Nachtlager ist es doch wahrlich nicht der Mühe wert, die Hausordnung zu stören. Darum habe ich mich in der ‚Schwarzen Krähe' einquartiert."

„Das hast du nicht gethan", entgegnete Stepf sehr ernsthaft und mit Nachdruck, so daß ihn der Besuch ganz verblüfft anschaute, „es gibt gar keine ‚Schwarze Krähe' mehr", und als Herr Hahn befremdet erwiderte: „Ich weiß doch, wo ich war, und komme geraden Weges von dort", fiel ihm Frau Stepf mit Lachen ins Wort und erklärte: „Vor drei Jahren wurde das Gasthaus auf dem Markte verkauft, der neue Besitzer ließ es frisch herstellen, und da die Krähe doch ein gemeines Tier ist, sein Gasthof aber vornehm sein sollte, so nannte er ihn ‚Zum Raben', weil der Rabe kein so ordinärer Vogel ist, wie die Krähe."

„Ja, dann hast du freilich Recht", ergriff Martin Hahn wieder das Wort, „und ich nahm, ohne es zu wissen, Quartier im ‚Raben'. Mein Gott, wir werden

eben mit der Zeit alle vornehm. Doch — ehe ich es vergesse — du hast vorhin einen Schweinfurter „Geniestreich“ erwähnt; den möchte ich gerne erzählt haben. Wissen Sie, Frau Syndikusin, es ist nur des Contrastes wegen, weil mir in meinem ganzen Leben noch kein Geniestreich gelungen ist.“

Ein Schweinfurter Geniestreich.

„Das Ding war so“, berichtete Stepf: „Unsere Compagnie, die noch am Rheine stand, sollte nach Lothringen marschieren, und wie sie in die Nähe von Kreuznach kommt, stellt sich heraus, daß diese Stadt noch von Franzosen besetzt ist. Was nun anfangen? Oberlieutenant Seyffarth hatte 56 Mann; damit lassen sich keine Eroberungen machen. Er verhört die Bauern, kundschaftet Alles fein aus, dann redet er seine Leute an: „Jetzt, Burschen, paßt auf! Wir wollen dem Rate von Schweinfurt eine Stadt erobern. Was da drinnen liegt, ist auch nur eine Handvoll; damit werden wir schon fertig. In aller Stille rücken wir näher, bis sie uns erblicken; wenn ich Sturm commandiere, schießt ihr wie toll und schreit aus Leibeskräften; dabei geht's im Laufschritt vorwärts, und wenn wir sie vor uns haben, fällt ihr das Gewehr und stoßt Alle mit dem Bajonette nieder.“ Und so ward es denn auch gemacht; die Schweinfurter feuern wie verrückt und brüllen wie dreitausend Teufel; die Franzosen meinen, da kämen ganze Regimenter her, schießen auch ein paarmal, dann nehmen sie Reißaus, lassen Alles im Stiche, laufen, daß sie die Beine verlieren — wir haben auch zwei Tote und einige Verwundete, — aber mit 56 Mann hat Seyffarth eine Stadt erobert. Unter der Beute, die er machte, waren auch zwei Darmstädter und zwei Nürnberger Kanonen, welche die Franzosen früher einmal ge-

wonnen hatten, die aber zu schwer waren, als daß die Flüchtenden sie hätten unter dem Arme mitnehmen können — und in die Westentasche gingen sie gar nicht. — Siehst du", fuhr der Syndikus in scherzhaftem Tone fort, „so haben wir Schweinfurter wieder erobert, was ihr Nürnberger verloren habt."

Da ergriff Herr Hahn seinen Becher, füllte ihn bis zum Rande und sprach: „So sollen denn die Schweinfurter hoch leben, und wenn ich je Nürnberg verlasse, komme ich hierher zu euch nach Schweinfurt." Freudig ward getrunken auf's Wohl der Stadt und ihrer Bürger, dann meinte der Gast: „Hoffentlich habt ihr nicht ausgehalten, was wir zu erdulden hatten; unser Elend war unsäglich, und noch jetzt ist es schwerer als schwer."

„Ich weiß nicht, wer das Meiste zu leiden gehabt hat, ihr oder wir", entgegnete Stepf, „nur das weiß ich, daß wir unter der Last schier zusammenbrachen. Vorhin sprachen wir gerade davon. Nach Preußens Separatfrieden kam unser Contingent unter österreichischen Oberbefehl, das Jahr 96 brachte uns unaufhörliche Durchmärsche von allerlei Kriegsvolk und die Flucht von fürstlichen Familien und reichen Privatleuten aus der Rheingegend, die Geld, Silbergeschirr, Kleinodien, Pferde und sich selbst vor den Franzosen in Sicherheit bringen wollten. Bei Würzburg hatte General Wartensleben sein Lager aufgeschlagen; da die Feinde immer näher rückten, ließ er uns am 20. Juni durch einen Rittmeister befehlen, sofort die Brücke abzubrechen. Wir erklärten dem Offizier, daß das nur ein furchtbarer Nachteil für die Stadt, aber ganz bedeutungslos für den Gegner sei; daß um diese Jahreszeit der Main oberhalb, unterhalb und bei der Stadt zu Fuß durchschritten werden könne und thatsächlich an Markttagen von vielen Bauern mit ihren Schiebkarren durchschritten werde; der Rittmeister war ein vernünftiger Mann, sah das ein, jagte einen Courier mit diesem Berichte nach Würzburg, und Wartensleben nahm den Befehl zurück. — Am 22. Juli rückten die Franzosen unter General Mortier ein, und nun waren

Diebstahl, Raub, Plünderung, Mißhandlung, Gewaltthat und Mord die Tagesordnung. Dazu kamen Requisitionen, die an's Wahnsinnige grenzten; so sollten wir eines Tages binnen 24 Stunden — außer vielen, vielen anderen Dingen — 90000 Pfund Brod und 10000 Flaschen Branntwein liefern! Eine Stadt von 6000 Einwohnern! Am 19. August verlangte man von uns eine halbe Million Livres, und da wir diese selbstverständlich nicht geben konnten, weil wir sie nicht hatten, wurden Tags darauf acht Bürger als Geisel nach Frankreich geschleppt. Was wir Alles zu erdulden hatten, kann ich nicht erzählen; das nächste Ende war das: Die Rhönbauern standen auf, nahmen Dreschflegel, Heugabeln und Sensen zur Hand und fielen über das französische Raubgesindel her. Mainaufwärts aber waren die Kaiserlichen wieder Sieger, drängten die Feinde zurück, besetzten auch Würzburg; am 1. September erschienen österreichische Plänkler auf der Anhöhe zwischen Sennfeld und Gochsheim, und nachdem die Franzosen noch einmal gründlich geplündert hatten, verließen sie in der Nacht vom 3. auf den 4. September die Stadt, — um 5 Uhr zogen kaiserliche Husaren und Ulanen ein. Regimenter um Regimenter marschierten durch, hielten auch Rast, und die Anforderungen, Erpressungen und Lieferungen nahmen kein Ende; Magazine mußten errichtet und gefüllt werden; boshafte Offiziere fehlten auch nicht: im Ganzen genommen ging es bei den Oesterreichern kaum um etwas besser, als bei den Franzosen; die Bürger verarmten immer mehr, der Wohlstand der Stadt ging zu Grunde, zu Anfang des Jahres 97 mußte der städtische Wein im Ratskeller öffentlich an den Meistbietenden versteigert werden, und Anderes folgte nach: der ganze Inhalt unseres Zeughauses, 78 Harnische, 300 Sturmhauben, merkwürdige alte Feldgeschütze und seltene Antiquitäten, dann die Silber- und Goldschätze des Rathauses, rare Münzen, Kleinodien, Kannen, Leuchter, selbst Tafeltücher und Servietten — du, mein Gott, Festmahlzeiten konnte die Stadt doch nicht mehr geben! Das Herz blutete jedem Schweinfurter; eine massiv silberne Weinkanne aus dem Jahre

1595, fast zwei Pfund schwer, wurde um 61 Gulden losgeschlagen, denn Niemand hatte Geld zum Kaufen, und wer wollte Kostbarkeiten erwerben, die schließlich doch von den Soldaten mitgenommen wurden? — Unbedingtes Lob muß ich übrigens spenden dem Brigadegeneral Jellachich, einem Kroaten; der hielt Zucht und Ordnung — Militär- und Bürger-Patrouillen durchstreiften nachts die Stadt — um 10 Uhr mußten alle Wirtshäuser geschlossen werden — wer sich nicht in die Ordnung fügte, ward arretiert; wer Bürger drangsalierte, dem wurden Fünfundzwanzig mit dem Korporalstock aufgezählt; Ungehorsam ward mit Gassenlaufen bestraft; gegen uns Schweinfurter war der General leutselig, freundlich, erleichterte uns die furchtbare Kriegslast, wie er konnte, und legte namentlich einen Teil seiner Truppen in die benachbarten Dörfer. Am 9. December zog er mit seinen Regimentern gen Bamberg ab, nur eine kleine Mannschaft zur Bewachung und Forterhaltung der Magazine blieb hier, aber die Durchmärsche und die haarsträubenden Anforderungen von Geld und Proviant hörten nicht auf. Jeden Tag, an dem wir nicht mit momentanen Drangsalen geplagt waren, benutzten wir nun, in der Stadt selbst wieder Ordnung, Zucht, Ansehen des Gesetzes und gute Sitte herzustellen, denn es war Alles, Alles in die Brüche gegangen; Schulknaben und Dienstmägde, Handwerksgesellen und Stadtsoldaten wollten nicht mehr gehorchen, fragten nicht mehr nach der Kirche und Gottes Wort, viel weniger denn nach der Obrigkeit. — Den Uebergang des Jahres 98 auf 99 machte ein furchtbar strenger Winter, der uns auf Weihnachten 20 Grad Reaumur unter Null zeigte.

Nun, das vorige Jahr ging im Ganzen erträglich hin; wir suchten, Wunden zu heilen und Mängel zu verbessern; im October kam General Buonaparte aus Aegypten zurück und ließ sich am 9. November in Paris auf acht Jahre zum Consul der französischen Republik wählen, dann richtete er ein vertrauliches Schreiben an den König Georg III. von England und an den deutschen Kaiser, Franz II., und bat, daß man ohne Ver-

schleppungen durch die Diplomatie und ohne lange Förmlichkeiten offen und ehrlich einen allgemeinen Frieden abschlösse — er seinerseits habe aufrichtiges Verlangen darnach. Georg III., hochmutsvoll, würdigte den Consul, der ja nicht von Fürsten abstammte, keiner Antwort und ließ ihm durch seinen Minister einen Brief schreiben, der jede weitere Verhandlung unmöglich machte; Franz II. war ein ehrlicher Mann und ließ erwidern, er habe ein Bündnis mit England und könne also für sich allein Nichts thun, — da ergrimmte Buonaparte, veröffentlichte im März einen Aufruf an das französische Volk, in welchem es hieß: „Ich habe Frieden gesucht und ihn rückhaltlos angeboten — man hat mich abgewiesen; jetzt müssen wir ihn mit Waffengewalt erzwingen“, und nun ging es los, wie ein Donnerwetter. Die Alpen wurden überschritten und Süddeutschland überschwemmt, die Franzosen gebieten in Mailand und in München, und da die Oesterreicher am 3. Mai bei Engen, am 5. bei Mößkirch, am 9. bei Biberach, am 10. bei Memmingen geschlagen wurden, sah sich der Kaiser genötigt, am 15. Juli in Parsdorf einen Waffenstillstand abzuschließen, dem hoffentlich bald ein endgültiger Friede folgen wird. Damit die Verhandlungen nicht gestört werden, ist bestimmt, daß der Main die Grenze bildet; drüben sind die Franzosen Herr, auf unserer Seite die Oesterreicher, und nun kommt der Schluß: Am 27. Juli erschien ein Detachement Husaren und befahl, daß sofort die Brücke abgebrochen werde. Wir sagten den Commandanten, was wir Anno 96 auch gesagt hatten, diesmal half es aber Nichts: ohne Weiteres wurden die mittleren Joche abgetragen, doch ließ man die dicken äußeren Balken stehen, so daß jeder einzelne Mann darüber gehen kann; nur können weder Kanonen, noch Pulver- und Bagage-Wagen, weder Reiter, noch ganze Bataillone Infanterie die Brücke passieren — haben es aber auch nicht nötig; sie können den Main durchschreiten, ohne daß ihnen das Wasser bis an die Kniee geht. Nachdem unsere Brücke zerstört war, zogen die Dränger wieder ab, seit dem 1. August hat aber Oberlieutenant Faber mit anderen Husaren und

Bamberger Jägern die Brückenwache und das Commando in der Stadt übernommen; das sind nun vier Wochen her, und wir hoffen, daß der Krieg sein Ende haben wird, und daß unser liebes Schweinfurt, wenn wir in der Neujahrsnacht das achtzehnte Jahrhundert beschließen, einer schönen, glücklichen Zukunft entgegengeht."

„Gott gebe es!" fügte Herr Hahn mit Nachdruck bei, und Frau Stepf faltete unwillkürlich die Hände, „aber wir Nürnberger sind nicht so hoffnungsvoll. Ja, hätten die Männer des Volkes den Frieden zu verhandeln, die des Krieges furchtbare und blutige Last zu tragen haben, dann wäre wahrscheinlich Alles anders; aber die Minister und Staatsräte können es noch aushalten, und die Generäle und Marschälle machen ihr Geschäft im Krieg. Das ist in der ganzen Welt einerlei: die großen Herren decretieren den Krieg und die kleinen müssen ihn ausfechten."

Schnell öffnete sich die Thüre, und herein trat ein blühendes, jugendfrisches Mädchen, leicht gekleidet, barfuß, wie es bei Dienstboten Sitte war, und sprach ohne weiteres Ceremoniell: „Es ist Jemand von dem Herrn Oberbürgermeister draußen, will aber nicht hereingehen, weil Besuch da ist; der Herr Syndikus soll gleich einmal auf das Rathaus kommen."

„Gut", entgegnete Stepf, „in zehn Minuten bin ich dort", und das Mädchen entfernte sich mit dieser Antwort wieder. Herr Hahn aber brach mit Staunen und Bewundern in die Worte aus: „Ja, Frau Syndikusin, was für eine Perle haben Sie denn da? Soll ich sagen: Venus? oder: Hebe? Die ist, weiß Gott, ein completer Engel Gibt es noch mehr solche Huldinnen hier in Schweinfurt?"

Lächelnd erwiderte die Hausfrau: „Wir haben ganz annehmbare Töchter hier in der Stadt, dieses Mädchen ist jedoch eine Sennfelderin, das verwaiste Kind eines sehr armen Mannes, unser braves Gretchen Wernerin; hat übrigens noch eine Zwillingsschwester Kathi, die ihr zum Verwechseln ähnlich sieht."

„Also", entschied Herr Hahn mit Nachdruck, „die

Kathi nehme ich meiner Frau mit. Wir haben eine Magd, die sieht so freundlich aus, wie ein ganzer Topf voll Kreuzspinnen, und meine Frau hat schon hundertmal gesagt: „Wenn ich nur dieses Gesicht nicht mehr sehen müßte!“ Wie wird sie sich freuen, wenn ich ihr ein solches Engelsgeschöpf in's Haus bringe! Und Kathi bekommt es gut bei uns; sie wird gehalten wie ein Kind, und meine Ehehälfte ist kein Drachen, sondern im Gegenteil ein recht weichherziges Weibchen.“

„Aus diesem Plane wird leider Nichts werden“, bemerkte freundlich die Frau Syndikus, „denn die beiden Schwestern sind bereits verlobt, und Kathi wird sogar in den nächsten Wochen schon Hochzeit halten; die Bürgerssöhne in Schweinfurt haben die nämliche Betrachtung angestellt, wie der Herr aus Nürnberg.“

Da schlug der Gast scherzend mit der Faust auf den Tisch und rief: „Also Nichts? Dann muß meine Frau ihre Kreuzspinne behalten“, Stepf aber unterbrach ihn mit den Worten: „Ich laufe jetzt auf das Rathaus, unterdessen erzählt dir meine Frau, wie und warum die beiden Mädchen in die Stadt gekommen sind. Hoffentlich droht uns keine neue Gewitterwolke, und ich bin bald zurück.“ Mit diesen Worten eilte er hinweg, seine Frau aber begann ihre Erzählung.

Jakob Werner.

„Es sind jetzt ziemlich genau vier Jahre her“, berichtete sie, „die Rhönbauern hatten sich, wie mein Mann vorhin erzählte, erhoben und fegten die Feinde zum Land hinaus; bei uns hauste noch der General Mortier, und zwar mit einer Gemeinheit, die beispiellos war; das Uebermaß der Greuel kam am 3. September Anno 96 über uns. Es war ein Sonnabend — den Tag ver-

gesse ich in meinem Leben nicht. Schon nachmittags und noch deutlicher am Abend sah man in der Richtung nach Würzburg den Himmel gerötet: Burggrumbach stand in Flammen, und das schöne große Dorf Unterpleichfeld brannte bis auf fünf Häuser ab. Das sind so die Zugaben einer Schlacht: kann man den Gegner nicht mit dem Schwerte aus einer Stadt treiben, so schießt man sie in Brand; dann geht er von selbst hinaus. Hier in Schweinfurt ahnten wir gar nicht, wie nahe uns die Bataille war; ganz ohne Zweifel hätten wir sehr deutlich den Kanonendonner gehört, denn wir waren ja nur 5 bis 6 Stunden entfernt, aber die Soldateska tobte und lärmte in der Stadt selbst so greulich, daß uns Hören und Sehen verging. Mit Tagesanbruch hatte man 200 Bürgerssöhne hinausgeschleppt, ließ sie rund um die Stadt graben, Erde schaufeln und Schanzen aufwerfen; dabei wurden sie gescholten, geschlagen, mißhandelt in jeder Art, und so ging es fort bis zum späten Abend. In den Kellern saßen unsere Würgengel, tranken unseren Wein, und wenn sie Nichts mehr genießen konnten, schlugen sie die Böden an den Fässern ein und vergeudeten so Gottes Gabe; in den Ställen, Scheunen, Heu- und Stroh-Magazinen liefen sie unvorsichtig mit offenen Lichtern umher, daß man hätte meinen sollen, es wäre darauf abgesehen, ganz Schweinfurt in Asche zu verwandeln; in den Straßen lagen Betrunkene, taumelten Arm in Arm nach rechts und links, schlugen die Vorübergehenden, und in den Häusern wurde eingesäckelt, was den Banditen gefiel; ein Joch unserer Brücke ward abgeworfen, und als die Dunkelheit einbrach, wurden rings um die Stadt zahlreiche Lagerfeuer entzündet, so daß man glauben mußte, es läge die zehnfache Truppenzahl hier.

Mortier und seine Genossen saßen in der ‚Schwarzen Krähe', schmausten und zechten und lebten toll in den Tag hinein, — da sprengten um 9 Uhr (es war schon völlige Nacht) vier Reiter in die Stadt, fragten nach dem Hauptquartier und berichteten dem Herrn General, bei Würzburg sei eine Schlacht gegen den Erz-

herzog Karl verloren worden, die Kaiserlichen seien schon im Anmarsche, und wer nicht gefangen sein wolle, der müsse sich flink auf die Beine machen. Hui, wie sprangen die Herren von der Tafel auf! Die gebratenen Hähnchen wurden nicht angerührt, das viele Zuckerwerk blieb stehen, und den teuren Champagner — nun, den konnten die Aufwärter austrinken. Sofort wurde Alarm geschlagen, Alles mußte sich zum Abmarsch fertig machen, und Offiziere und Gemeine hatten nichts Eiligeres zu thun, als zusammen zu packen, was sie erpreßt, gestohlen und geraubt hatten, und — geschwind noch zu nehmen, was irgend schnell erbeutet werden konnte.

Um 10 Uhr erdröhnten drei dumpfe Kanonenschüsse, und die Retirade begann: voran die Reiterei, dann das Geschütz. Guter Gott, war das ein Schreien, Toben, Lärmen, Fluchen! In den Straßen brannten Pechkränze; an allen Fenstern mußten brennende Lichter stehen; der Hufschlag der Rosse, das Rasseln der Wägen, das Rollen der Kanonen, das Commandieren der Befehlshaber — es war schrecklich; zitternd und bebend sahen und hörten wir Alles mit an.

Auf einmal änderte sich die Scene: die Fußgänger mußten hier bleiben und die Stadt besetzt halten, bis die in der Nachbarschaft stationierten Regimenter durchpassiert waren, und diese rückten in größter Stille an, damit der Feind in der Ferne nicht höre, wohin man sich flüchte. So ging es Stunde um Stunde fort; von jenseits kamen sie durch den Main gewatet; durch das Mühl- und das Spitalthor rückte ein Bataillon nach dem anderen — alle lautlos über den erleuchteten Marktplatz und das Obere Thor wieder hinaus. Um 3 Uhr des Morgens war auch die hiesige Garnison abmarschiert, — und um 5 Uhr ritten österreichische Husaren und Ulanen durch den Main, und die Offiziere grüßten uns mit einem freundlichen: „Guten Morgen, ihr Bürger!“

Nun, in jener Schreckensnacht erschien drüben in dem Dorfe Sennfeld zwischen 12 und 1 Uhr ein kaiserlicher Husaren-Lieutenant mit vier Mann, ließ sich nach dem Pfarrhause führen und wünschte einen zuverlässi-

gen Burschen, der da auskundschafte erstens, ob die Brücke noch stehe oder abgetragen sei, und zweitens, ob noch Franzosen in der Stadt seien. Der Pfarrrr ließ verschiedene Bauern rufen, aber keiner wollte sich zu diesem gefährlichen Werke hergeben; fiel er französischen Vorposten in die Hände, so ward er ohne Gnade und Barmherzigkeit als Spion erschossen, und das, was der Offizier wissen wollte, ließ sich doch nicht aus der Ferne erforschen, am wenigsten bei Nacht. Einer wie der Andere sprach: „Ihr sorgt mir nicht für Weib und Kinder, wenn ich umkomme; meine Familie geht mir vor."

„Wir wollen einmal den Schultheißen um Rat fragen", meinte der Pfarrer, ging mit den Soldaten hin, weckte den Ortsvorsteher mitten in der Nacht aus dem Schlafe und trug ihm das Anliegen des Lieutenants vor. „Uebel nehmen kann ich's den Leuten nicht", sprach der Schultheiß, „denn wer den Auftrag übernimmt, der schlägt ganz ohne Zweifel sein Leben in die Schanze; und wenn ihn die Franzosen füsilieren, können seine Kinder betteln gehen. Das sage ich offen heraus: Ich würde mich auch bedanken für eine solche Commission. — Da fällt mir aber etwas ein: Der Hirte ist unverheiratet, hat keine Kinder und auch keine alten Eltern mehr, für die er sorgen müßte — vielleicht thut der es."

Jetzt ward der Hirte aus dem Bette geholt, und der machte auch nicht viele Umstände, willigte bald ein, und der Pfarrer hatte gar nicht nötig, ihm in's Gewissen zu reden; sogleich begaben sich drei Mann mit ihm auf den Weg, der Offizier und ein Husar blieben bei dem Ortsvorsteher und warteten da, bis ihnen das Resultat des gefährlichen Ganges verkündet würde.

Mitten auf dem Felde sprangen die drei Reiter plötzlich vom Pferde, zogen die Säbel, stellten sich um ihren Wegweiser, und einer sprach mit drohender Stimme: „Kerl, jetzt passe auf, was ich dir sage! Lockst du uns in einen Hinterhalt, oder verrätst du uns, dann sei dir Gott gnädig! Wir kennen euch ehrloses Bauernvolk. Entweder du schwörst uns hier mit zum Himmel erhobener Hand, treu zu sein, dem Kaiser ehrlich zu dienen

und mit der Wahrheit zu uns zurückzukehren, oder wir hauen dich in Kochstücke; dann bete nur gleich dein letztes Vaterunser."

Ruhig entgegnete Jakob Werner, der Hirte: „Wenn ich nicht gewollt hätte, wäre ich nicht mit euch gegangen; wer hätte mich zwingen können? Dient es zu eurer Beruhigung, so will ich euch schwören; warum nicht, wenn ich mich doch einmal entschlossen habe?" Und nachdem er den Schwur abgelegt und wiederholt genaue Anweisung erhalten hatte, wanderte er still und vorsichtig der Stadt zu; vorher aber unterrichtete ihn einer der Husaren noch über das Wiederfinden: „Hast du Alles fein ausgeforscht, so suchst du uns hier in der Gegend wieder auf, ich kann dir aber nicht sagen, wo du uns findest; es können französische Patrouillen kommen und wir genötigt sein, auszuweichen oder uns zu verstecken; auch kann ich dich in der Dunkelheit nicht erkennen; wer auf uns zu kommt, kann auch ein feindlicher Kundschafter sein, und der wird niedergeschossen. Nähert sich uns irgend Jemand, so rufe ich: „Halt! Wer da?" dann gibst du zur Antwort: „Kaiserbauer". Jeden, der etwas Anderes sagt, durchbohren unsere Kugeln. Also merke dir und vergiß nicht: „Kaiserbauer". Jetzt geh' in Gottes Namen und mache deine Sache gut."

Behutsam näherte sich Werner der Stadt, drückte sich durch die Weiden-Wehr und gab sich alle Mühe, daß durch das Auseinanderbiegen des Weidengebüsches kein merkliches Geräusch entstand, blieb oft stehen, horchte, ob sich Niemand regte, trat endlich wieder hinaus in das Freie und sah in nächster Nähe vor sich das Fährhäuslein*). Minutenlang stand er still, lauschte, ob er keinen Ton vernahm, und durchdrang mit seinen Blicken die Finsternis, ob sich Nichts bewegte, aber Alles blieb regungs-

*) Geht man von der Stadt über die Marienbrücke, so findet man am jenseitigen Ufer, etwa 50 Schritte weiter, rechts unten das Fährhäuslein. Es steht noch auf der alten, damaligen Bodenhöhe; erst im Jahre 1851 ward die Landstraße um mehrere Meter erhöht und statt der niedrigen Holzbrücke die stattliche, hohe Steinbrücke gebaut.

los und still. An dem Fährhäuslein war die Thüre ausgehoben, ob es aber leer war, oder sich Jemand in demselben oder in der Nähe versteckt hielt, das konnte er nicht wissen; darum nahm er einen knorrigen Prügel, der da am Boden lag, schleuderte ihn mit ganzer Kraft durch die Thüröffnung in das Häuschen, sprang in demselben Momente zurück in das dichteste Weidengehege und harrte da klopfenden Herzens, was geschehen werde. Doch Totenstille herrschte, wie zuvor — trotz dessen, daß der von ihm geworfene Prügel das gegenüberliegende Fenster durchschlagen hatte und die Scheiben klirrend in tausend Stücke zersprungen waren.

Ueber eine Weile trat der Hirte wieder aus seinem Versteck, und da er jetzt sicher war, daß Niemand in der Nähe verborgen sei, schlich er hin zur Brücke, entdeckte, daß ein Teil derselben abgehoben war, und schloß daraus, daß die Franzosen immer noch in der Stadt sein mußten, denn die Wiederherstellung der Brücke war doch ohne Zweifel das erste, was man in's Werk setzte, sobald man wieder Herr im eigenen Hause war. Mit dieser Botschaft machte er sich auf den Rückweg und suchte seine Husaren auf, doch diese schienen vom Erdboden verschwunden zu sein: das Klingen der zerschmetterten Fensterscheiben hatten sie für Säbelklirren gehalten, heransprengende Reiter vermutet, hatten Reißaus genommen und sich unsichtbar gemacht. In großer Verlegenheit streifte Werner auf dem Felde kreuz und quer bis nahe an den Sennfelder See, da tönte plötzlich ein drohendes „Wer da?" an sein Ohr; weder Menschen, noch Pferde konnte er entdecken, aber entschlossen antwortete er laut und deutlich: „Kaiserbauer!"

„Heida!" erscholl es lustig, und wie aus dem Boden gewachsen standen auf einmal die drei Husaren vor ihm; die Rosse waren an dem Abhange des Sees hinuntergeführt worden, sich selbst hatten die erfahrenen Krieger platt auf die Erde ausgestreckt, so daß sie bei der nächtlichen Dunkelheit unmöglich bemerkt werden konnten; — für den treuen Boten waren sie sogleich auf den Beinen, und nachdem sie erfahren, wie Alles stehe, machten sie sich

unter der Leitung ihrers Führer auf den Weg, mit eigenen Augen zu schauen. Als sie festgestellt hatten, daß die Brücke nicht zu passieren war, ritten sie weiter unten durch den Main (der Hirte ging wohlgemut zu Fuß neben ihnen her), auf der Insel krochen sie von der Mauer des Schießplatzes aus an dem Walle des Bleichrasens hin und konnten nun deutlich sehen, wie die Franzosen sich in dem Garten vor dem Stadtthore zechend um ihre Wachtfeuer gelagert hatten.

Auf demselben Wege ward nach dem jenseitigen Ufer zurückgekehrt, und als die Husaren wieder auf dem Trockenen waren, legten sie ihre Carabiner an und feuerten hinüber nach dem Garten, den Feinden zum fröhlichen Morgengruße. Piff! Paff! krachte es durch die stille Nacht, und entsetzt fuhren die Franzosen auf. „Das sind die Kaiserlichen!“ schrieen sie, „die Oesterreicher sind da!“ und mit einem Male war es, als sei der Wolf in eine Schafherde gebrochen; Alles rannte wild und toll durcheinander, und eine halbe Stunde später war Herr Mortier mit seiner Sippschaft draußen, und wir atmeten wieder frei auf.

Unterdessen waren die Husaren und der Hirte nach Sennfeld getrabt, hatten dem Lieutenant berichtet, und dieser reichte dem wackeren Jakob Werner einen blanken Kronenthaler; doch der wies das Geschenk zurück und sprach: „Ich will nicht bezahlt sein; für Geld setze ich mein Leben nicht auf das Spiel; was ich gethan habe, ist dem Kaiser zu Liebe geschehen.“ — „Braver Mann!“ entgegnete der Offizier. „Wie heißt du? Dein Name verdient, dem Kaiser genannt zu werden“, und nachdem er sich die Notiz in seiner Brieftasche gemacht hatte, jagte er mit seinen Leuten zurück zur Schwadron, und ein paar Stunden später hielt er schon auf dem Marktplatze und betrachtete unser altes Rathaus.

Vor einem Jahre starb nun der Sennfelder Hirte, obwohl er noch ein junger Mann war, und seine zwei Zwillingsschwestern, die mit ihm zusammen gewohnt, ihm die Haushaltung geführt und im Tagelohn auf dem Feld gearbeitet hatten, standen jetzt allein; da meinte mein Mann: „Wir wollen das eine Mädchen in Dienst nehmen;

das sind wir dem Andenken des Bruders schuldig.“ So bekamen wir das Gretchen; ein Vierteljahr später war die Kathi auch in der Stadt, und seit ein paar Monaten sind Beide verlobt.“

Die Bürgerstube.

Eben hatte Frau Stepf ihren Bericht vollendet, als der Syndikus zurückkam und mit den Worten in's Zimmer trat: „Wieder der Teufel los!“ Herr Hahn aber, der ein heiterer, lebensfroher Mann war, stand auf und rief: „Halt! Ehe du uns referierst, muß ich dir mein Compliment machen: Du besitzest eine Frau, vor der ich allen Respect habe; sie erzählt mit einer Gewandtheit und schildert so lebendig, daß man glaubt, die Dinge in Wirklichkeit vor sich zu sehen; stundenlang könnte ich ihr zuhören.“ — „Sie ist auch mein bester Schatz“, fiel ihm der Syndikus in's Wort. „Wenn ich sie nicht hätte, wäre es schon lange nicht mehr zum Aushalten. Da höre einmal: Heute kommt ein Eilbote aus Mergentheim an und bringt einen Befehl des Generals Vaillant, der fränkische Kreis soll wieder eine Kriegscontribution von 6 Millionen Francs bezahlen, und davon kommen auf die Stadt Schweinfurt dreitausend. Woher sollen wir das Geld nehmen? Die Goldstücke fliegen bei uns nicht in der Luft umher; sie wollen mit Mühe und Fleiß erworben sein. Und dazu schreibt der Herr General auch noch, mündliche oder schriftliche Vorstellungen und Bitten wird er nicht zulassen, Abgesandte überhaupt nicht empfangen, wenn nicht vorher wenigstens der dritte Teil der Contribution bar entrichtet ist. Das heißt also: Erst bezahlet, später dürft ihr euch dann auch beklagen. Wir sind nicht verpflichtet, auch nur einen Pfennig zu geben; der Main macht die Grenze, und General Vaillant

geht uns gerade soviel an, wie der Mann im Monde; für die paar lumpigen Aecker und Wiesen auf dem jenseitigen Ufer können wir nicht mit solchen Steuern belegt werden.“

„Ich bitte dich, lieber Heinrich“, unterbrach die Frau ihren Mann, „rege dich doch nicht auf! Sehen Sie, Herr Hahn, er wird mir noch krank. Aber auch Alles kommt an ihn, Alles soll er machen, Stepf vorn und Stepf hinten, Stepf rechts und Stepf links, so geht es das ganze Jahr.“

„Kind, das verstehst du nicht“, erwiderte der Herr Gemahl, „ich bin nun einmal Syndikus und muß die Anträge und Einläufe bearbeiten, ehe sie im Rate zur Verhandlung und Beschlußfassung kommen; die Herren können nicht so ohne gründliche Prüfung und Ueberlegung das Rechte treffen; und eine kleine Stadt, wie Schweinfurt, kann sich durch Fährlichkeit, Drangsal und Not nicht immer durchschlagen, sie muß sich auch manchmal durchwinden; für uns ist erster Grundsatz, treu zum deutschen Kaiser zu stehen und das Wohl unserer Bürgerschaft in jeder Weise zu fördern. Bringen wir das auf gutem Wege fertig, — desto besser; führt uns entschiedener Widerstand zum Ziele, so sind wir unerbittlich und fest wie Eisen; hoffen wir, mit Complimenten etwas auszurichten, so verstehen wir, höflich zu sein, und thut Grobheit not, — nun, wir können auch grob sein. Immer wahrhaftig und treu und immer für die Bürgerschaft! So haben wir's gehalten in Schweinfurt zu aller Zeit, und so soll es auch bleiben in künftigen Tagen!“

Hahn drückte seinem Freunde stumm die Hand und fragte dann nach einer kleinen Pause: „Wenn ich euch vorhin recht verstanden, ist die Brücke jetzt auch abgetragen; wollen wir einmal miteinander hin gehen?“

Stepf willigte gerne ein, und nach wenig Minuten schritten die Beiden, in lebhaftes Gespräch vertieft, über den Marktplatz, als ein Vorübergehender dem Syndikus mit gedämpfter Stimme zurief: „Heute Abend schwarz!“ Der also Angeredete nickte schweigend mit dem Kopfe,

2*

sein Nürnberger Freund aber sagte: „Was hat der soeben gewollt?“

„Dir darf ich's sagen“, war die Antwort; „ein kleiner Kreis älterer und zuverlässiger Bürger kommt abends im ‚Raben‘ zusammen, trinkt da sein Glas Wein und bespricht offen und rückhaltlos die Politik und die Angelegenheiten der Stadt; wir haben ein Zimmer, das in den Hof geht, der Wirt selbst bedient uns, wir sind im allervertrautesten Kreise und wissen, daß von dem, was in der „Bürgerstube“ gesprochen wird, kein Uneingeweihter je eine Silbe erfährt. Das „Schwarz“, welches du eben gehört hast, ist eine Aufforderung, heute Abend ja nicht in der ‚Schwarzen Krähe‘ zu fehlen; wir halten natürlich unsere Zusammenkünfte geheim; denn was da gesprochen wird, taugt nicht für die Ohren jedes Stadtcommandanten, sei er französisch oder kaiserlich, und auch nicht für die große, unzurechnungsfähige Menge. Wenn du willst, nehme ich dich heute mit.“

„Das würde mir viele Freude machen“, erwiderte Hahn, „allein ich fürchte, daß sie mich hinauswerfen oder wenigstens in meinem Beisein nicht Farbe bekennen; dann ist für sie der Abend verloren, und mir wär er auch langweilig.“

„Sei ohne Sorge“, erklärte der Schweinfurter, „wer Jemanden einführt, ist mit seiner Ehre verantwortlich, und wen Johann Heinrich Stepf mitbringt, von dem weiß man, daß er treu und zuverlässig ist.“ —

Die gedeckte, hölzerne Brücke bestand aus zwei Absätzen; der erste führte vom Ufer auf eine große Maininsel, Bleichrasen genannt, welche noch mit in die Stadtbefestigung gezogen war; der zweite reichte von dieser Insel bis zum jenseitigen, südlichen Ufer. Jener erste Teil war vollkommen in Stand erhalten, und der Posten, welcher da Wache hielt, wehrte Niemandem die Passage; bei dem südlichen Teile der Brücke aber waren die mittleren Joche abgebrochen, damit die Stadt gegen einen Ueberfall geschützt sei; doch durfte der Einzelne auch hier passieren, wenn er es wagte, über die stehengebliebenen Balken zu schreiten.

Alles dieses war dem Nürnberger in hohem Grade interessant; auch führte ihn sein Freund in der Stadt umher und schließlich noch auf den Turm der Johanniskirche, damit er von dieser Höhe den rechten Ueberblick gewinne; doch ging man zeitig wieder nach Hause, verzehrte mit gutem Humor das Abendbrod, verabschiedete sich dann bei der Frau Syndikus und eilte nach dem ‚Raben'. —

In dem hinteren Zimmer, das schon ziemlich dicht mit Tabaksqualm angefüllt war, saßen da um einen einzigen Tisch etwa sechs bis acht Männer und rauchten; Jeder hatte sein Weinkrüglein vor sich stehen, ein Aufwärter war aber nicht zu sehen, die Mitglieder der Bürgerstube wurden von dem Wirte selbst bedient. Auf dem Tische standen in messingenen Leuchtern zwei Talglichter, von welchen aber nur eins brannte. Herr Keller, der Wirt, verbeugte sich vor dem fremden Gaste, rückte ihm sogleich einen Stuhl zurecht und trat dann an den Tisch mit den Worten: „Wer hat denn das eine Licht ausgeblasen?" — „Ich", antwortete einer der Bürger. „Das ist doch Verschwendung mit den zwei Lichtern; zu unserem Plaudern und Trinken sehen wir genug mit dem einen, und den Mund finden wir im Dunkeln." Die Uebrigen lachten, Herr Keller jedoch sprach mit Nachdruck: „In ein anständiges Gastzimmer gehören zwei Lichter" und zündete das andere wieder an. Jetzt nahm der Syndikus das Wort: „Meine Herren, ich stelle Ihnen hier meinen Freund, den Herrn Martin Hahn von Nürnberg, vor; er ist ein treuer, zuverlässiger Mann, für den ich die Bürgschaft übernehme." — Alle sahen mit großen Augen nach dem Fremden hin, Stepf blies ruhig das Licht wieder aus, und nachdem Hahn die Gesellschaft mit ein paar Worten begrüßt hatte, nahm er Platz im Kreise der Gäste; das Gespräch ward wieder aufgenommen und mit großer Lebhaftigkeit fortgesetzt. Nach und nach vergrößerte sich die Tafelrunde auf mehr als ein Dutzend Bürger; jeder Eintretende beachtete zuerst, wieviel Lichter brannten, und jedem Einzelnen stellte Stepf den unter seiner Bürgschaft eingeführten Fremden vor.

Die sich hier zusammenfanden, gehörten sämmtlich den gebildeten Ständen an; viele von ihnen waren Mitglieder des Rates, und da sie, als geborene Schweinfurter, von Kindesbeinen an alle einander kannten, miteinander verkehrt hatten, nannten sie sich gegenseitig nur mit den Vornamen; der Ton, welcher hier herrschte, war ein äußerst gemütlicher, vertraulicher, und Herr Hahn fühlte sich heimisch und sehr wohl im Kreise dieser Biedermänner.

„Nun, Herr Hahn, hat Freund Stepf Ihnen schon eine kleine Schilderung gegeben von dem Elende, das wir durchgemacht?“ fragte einer der Bürger.

„O, ja“, lautete die Antwort, „und auch das ehrenvolle Benehmen des Sennfelder Hirten hat mir die Frau Syndikusin erzählt.“

„Ah, das war damals, vor vier Jahren, als der leibhaftige Gottseibeiuns, der General Mortier, in der Stadt hauste“, ließ sich der Archidiakonus Voit vernehmen. „Werner's Benehmen war edel und hochherzig und muß von Jedermann anerkannt und geehrt werden; was aber Bürgermeister und Rat in jenen Tagen trugen, duldeten und leisteten, das ist über alles Lob erhaben. An ein paar Beispielchen will ich Ihnen zeigen, wie es ging. In jener Schreckensnacht des 3. September 96 drang das französische Gesindel bei nächtlicher Dunkelheit noch vor seinem Abmarsche in die Häuser, plünderte und nahm mit, was zu bekommen war; auf dem Schuhmarkte schlugen sie die Hausthüre eines Seilers ein und zwangen die Frau unter empörenden Mißhandlungen, ihnen Stuben, Kammern und Schränke zu öffnen und mit der Laterne zu leuchten, daß sie alles vorrätige Geld einsäckeln konnten, — es waren mehr als 500 Gulden. Die Frau mußte sich fügen, denn was sollte sie thun? Sie war allein zu Hause. — Etwas anders gestaltete sich die Sache bei mir: Reiter sprengten an, schrieen, tobten, verlangten Geld — aber viel! — und drohten, die Fenster und die geschlossene Hausthüre zu zertrümmern; ich probierte, sie abzuspeisen und reichte ihnen 4 Kronenthaler hinaus; sie waren nicht zufrieden, verlangten mehr,

und in der Hoffnung, sie los zu werden, gab ich noch einmal drei. Doch das genügte ihnen nicht; wütend schlugen sie mit ihren Säbeln die Fenster ein, und jetzt rief ich, so laut ich konnte: „Wache herbei! Zu Hülfe, zu Hülfe! Bürger heraus!“ und die Rotte jagte davon. — Und wieder anders war es im Fischerrain. Als die Banden in diese enge Straße am Main drangen, traten die dortigen Schiffer und Fischer zusammen, fielen mit Beilen, Aexten und Fahrbäumen über die Plünderer her, jagten sie in die Flucht und bewachten ihre Gasse die ganze Nacht, bis am anderen Morgen die Trompeten der österreichischen Husaren auf dem Marktplatze schmetterten. Nun, sehen Sie, solcher Art war die Aufgabe unseres Rates: Widerstand leisten, wo er zum Ziele führt, — sich fügen, wo dieses das Beste ist, — und, weiß Gott, die Väter der Stadt haben Uebermenschliches gethan.“

„Ja“, sprach Christian Merck, „sich das ganze Jahr wenden und drehen und sehen, wie man am besten durchkommt, mit Gewalt oder mit List; heute barsch und hochfahrend, morgen höflich und bescheiden sein, aber immer nur an das Eine denken: wie man das Schifflein Schweinfurt bei Sturm und Unwetter zwischen Felsen und Strudeln glücklich durchbugsiert, daß es nicht an Riffen zerschellt oder auf einer Sandbank sitzen bleibt, — das ist freireichsstädtischer Bürgersinn. Hier, unser Regierender, der Herr Johann Kaspar Cramer, und Ihr Freund, der Herr Stepf, die haben uns über dem Wasser gehalten; wenn wir diese nicht hätten, — wer weiß, wie es bei uns aussähe!“

„Mache doch kein unnützes Geplapper, Christian“, erwiderte kopfschüttelnd der Bürgermeister; „es hat Jeder seine Schuldigkeit gethan, weiter Nichts, und wenn wir die Stadt heute aus aller Not bringen könnten, wäre Einer gerade so gut bei der Hand wie der Andere.“

„Schweig' still, Kaspar“, warf nun Jakob Stößel ein, „du und der Heinrich, ihr habt das Beste gethan.“

„Freilich“, rief Herr Stepf mit Lachen, „wir Zwei

haben Alles ganz allein gethan, aber auch Alles, Alles — bis auf das, was die Andern gethan haben."

„Wissen Sie, Herr Hahn", bemerkte Michael Dürbig, „diese beiden Herren sind des Französischen vollkommen mächtig und mußten darum oft in den Vordergrund gestellt werden, wenn es galt, mit den Feinden erfolgreich zu verhandeln, und daß sie in jeder Beziehung die rechten Leute waren, — Zeuge deß ist ganz Schweinfurt."

Verdrießlich sagte der Bürgermeister: „Nun laßt es doch einmal genug sein; ich kann diese Redensarten gar nicht leiden", und um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, wandte sich Andreas v. Berg an den Besuch und sprach: „Ich will Ihnen einmal kurz berichten, was dem vorhin erwähnten General Mortier bei seinem Abschiede noch einfiel, und wie man ihn schließlich auf andere Gedanken brachte. Als ihm klar war, daß er abmarschieren mußte, befahl er, daß alles vorrätige Stroh auf die Brücke gebracht, mit Oel begossen, mit Schwefel bestreut und dann angezündet werde; die Brücke müsse vollständig abbrennen, damit der Gegner nicht folgen könne. Wir erklären ihm, daß die Brücke ja schon seit vier Wochen abgetragen, für Militär nicht passierbar, alles Weitere also überflüssig sei; wir zeigen ihm ferner, daß der seichte Main tagtäglich zu Wagen und zu Fuß vielfach durchschritten werde, daß die Schwebheimer, Sennfelder und Gochsheimer Bauern an jedem Mittwoch und Samstag mit ihrem Marktschatze durch das Wasser waten, ein feindliches Heer sich also noch viel weniger besinnen werde, den Fluß zu durchschreiten: Alles vergebens. „Das sind militärische Dispositionen; kein Haarbreit wird daran geändert, und wenn sich ganz Schweinfurt auf den Kopf stellt", lautete seine Antwort. Nun legten wir uns auf's Bitten, stellten ihm vor, was die Stadt seit einer Reihe von Jahren schon getragen und gelitten, daß sie ihren Besitz zum größten Teile schon verkauft habe, die Bürger verarmt und völlig außer Stande seien, eine neue Brücke zu bauen: jedes Wort umsonst. „Bei Kriegsoperationen gibt es keine Rücksichten", war der Entscheid. — Jetzt machte man sich an den Adjutanten und erklärte ihm,

man wolle sich gerne zu einem Douceur für ihn und für den General verstehen, wenn der fürchterliche Befehl zurückgenommen werde; der Adjutant machte bereitwillig den Makler, weil er dafür bezahlt werden sollte, und der Handel begann. Wir boten tausend Francs, — „Unverschämt!“ lautete die Antwort; — zweitausend, — „Nicht genügend!“ — dreitausend, — „Langt immer noch nicht.“ Darauf kam unser letztes Gebot: „Wir offerieren 3600 Francs, lassen aber auch zugleich alles Stroh auf dem Marktplatze zusammenbringen, und will der General unser Geld nicht, wohlan, dann mag die Brücke brennen. — „Nun? Und ich?“ fragte der Adjutant, „was bekomme ich?“ — „Sie sollen sich nicht zu beklagen haben“, sagte man ihm. Als nun Herr Mortier sah, wie die Strohwagen angefahren kamen, dachte er: „Was habe ich davon, wenn die Brücke brennt? Die Francs sind mir lieber. Ein Trinkgeld muß ich aber doch noch herauspressen.“ Er willigte also ein mit dem Zusatze: „Ich muß mir noch die kostbarste goldene Uhr aussuchen dürfen, die in Schweinfurt zu haben ist.“ Wir sagten Ja, entrichteten ihm seinen Sündenlohn, bezahlten den ehrlosen Makler, und nun galten auf einmal die militärischen Dispositionen und Kriegsoperationen nichts mehr, die Brücke ward nicht abgebrannt, obwohl sich Schweinfurt nicht auf den Kopf gestellt hatte. — Mit fünfthalbtausend Francs kamen wir durch; eine neue Brücke hätte das Vielfache gekostet. — Aber sich mit solchen Wichten jahrein, jahraus herumschlagen und doch auch nie sicher sein, wie es ausfällt, das ist ein schweres und gefährliches Stück Arbeit.“

„Wie schmutzig und schäbig jener Held war“, fügte Georg Schuler bei, „zeigte sich noch im letzten Augenblicke. Hier der Thomas hatte einen guten, braunen Mantel an; da meinte Mortier: „In den Rhönbergen werden die Nächte kühl sein: geben Sie mir Ihren Mantel“, nahm ihn frischweg und hängte ihn sich um.

Thomas Fichtel, auch ein Mitglied des Rates, lachte und sprach: „Hat der Teufel unser Geld geholt, mag er auch den Mantel haben.“ —

Unter solchen Gesprächen war es spät geworden, Einer nach dem Andern sagte gute Nacht; auch der Syndikus eilte heim, und der Nürnberger Herr suchte sein Schlafzimmer auf, — jetzt nicht mehr in der ‚Schwarzen Krähe‘, sondern im ‚Raben‘.

Herrn Stepf's Mission.

Nachdem Herr Hahn andern Morgens sein Frühstück eingenommen und seinen Koffer gepackt hatte, eilte er nach Stepf's Hause, den Freunden Lebewohl zu sagen; aber der Syndikus war bereits in der Ratssitzung. „Kommen Sie mit hinüber in's gute Zimmer“, sprach die Frau, „da hat mein Mann schon einen Imbiß für Sie zurechtgestellt; Sie sollen ihm nicht böse sein, wenn er Ihnen die Hand nicht drücken kann. Er will sich beeilen, so viel ihm möglich ist, aber kein Mensch kann im Voraus wissen, wie lange eine solche Sitzung dauert, denn jeden Tag kommt etwas Neues.“

Der Nürnberger wartete noch eine volle Stunde, dann mußte er aufbrechen, ohne den Freund noch einmal gesehen zu haben, versprach aber, auf seiner Rückreise von Cassel, wenn irgend möglich, wieder vorzusprechen und auch einige Tage in Schweinfurts Mauern zu verweilen. —

„Nun, wie steht's?“ fragte Frau Stepf, als ihr Mann aus der Sitzung kam.

„Ich nehme eine von dem Oberbürgermeister unterzeichnete Beglaubigung und Vollmacht mit nebst tausend Francs in Bar“, antwortete der Syndikus, „und reise nach Mergentheim zum General Vaillant. Da will ich denn mein Glück versuchen, ob wir von der Contribution loskommen.“

„Aber du, und wieder du! Mußt denn Alles du machen?“ rief die Frau besorgt. „Ein Besuch im Lager

der Feinde ist ein Gang in die Höhle des Löwen. Ist denn Niemand mehr in Schweinfurt, der auch etwas thun kann?! Du setzest dein Leben auf's Spiel, und wenn sie dich umbringen, was habe ich dann?"

Lächelnd trat Heinrich vor seine Frau hin und antwortete freundlich und mild: „Zwischen einer Löwenhöhle und einem französischen Hauptquartier ist immer noch ein kleiner Unterschied; wir Ratsherren haben auch gelernt, mit den Feinden umzugehen — namentlich der Kaspar und ich; wir haben ihnen schon recht bittere Pillen zu schlucken gegeben, es hat aber keiner an uns kommen können. Sei ganz außer Sorge, der General beißt mich nicht. Was aber dein letztes Wort betrifft, so thust du meinen Collegen in hohem Grade Unrecht. Kann Einer mehr leisten, als Andreas v. Berg? Und Michael Dürbig? Und der Consulent Merck? Und die Andern alle? Die Verhandlungen mit den Franzosen haben meistens wir Zwei, der Kaspar und ich, führen müssen, weil wir die meiste Gewandtheit im Französischen haben; nun ist der Kaspar Regierender, da kann er keine Botengänge thun, und darum muß ich gehen. Was denkst du denn? Es handelt sich um 3000 Francs, die der Stadt erspart werden sollen; da gilt es, schöne Redensarten machen und die Worte gut wählen. Ich lege zuerst den unerläßlichen dritten Teil der Contribution vor, damit er sieht, daß er es mit nobeln, coulanten Leuten zu thun hat; dann sage ich ihm, daß hier ein (freilich sehr verzeihlicher) Irrtum vorliegt, da Schweinfurt ja am rechten Ufer des Mains erbaut ist, also jenseit der Demarcationslinie, präsentiere ihm einen Stadtplan und eine Situationskarte, wende mich nur an seine Einsicht und Gerechtigkeit, — und ich wette Zehn gegen Eins, daß ich unser Geld wieder zurückbringe. Erst wenn dieser Weg nicht zum Ziele führt, wende ich mich an Vaillant's Herz und Menschlichkeit und schildere ihm, wieviel wir schon getragen, und wie arm und elend wir sind. Aber siehst du, dazu muß Einer das rechte Zungenwerk haben, und darum schicken sie mich; zu weit gefährlicheren Dingen haben wir Leute genug."

Die Frau aber meinte: „Ich bin doch froh, wenn du wieder da bist“, und indem sie das sagte, ahnte sie gar nicht, welche Gefahr ihrem Manne drohte.

Die Besetzung Schweinfurts hatte nur die Bewachung der Brücke zum Zwecke, war also sehr gering, und Stadtcommandant war seit einigen Tagen Lieutenant Hornung von den Bamberger Jägern. Als dieser von der Sendung des Syndikus hörte, stürmte er auf das Rathaus und machte den dort Versammelten Vorwürfe, daß sie dem Feinde Geld bringen wollten.

„Zwischen den hohen Regierungen ist ein Waffenstillstand abgeschlossen“, bemerkte mit großer Ruhe der Bürgermeister Kaspar Cramer, „den General Vaillant anders auffaßt, als wir; die richtige Auslegung festzustellen, darum reist der Herr Syndikus nach Mergentheim; und damit er vorgesehen ist für den unwahrscheinlichen Fall, daß gegen uns entschieden wird, nimmt er aus Vorsorge einstweilen tausend Francs mit.“

Da brauste der Herr Lieutenant grimmig auf: „Ich erlaube nicht, daß das Geld aus der Stadt gebracht wird.“

Aber der Schöffe Dürbig machte ein ganz verblüfftes Gesicht, sah sich erstaunt im Kreise um und fragte dann: „Ich weiß nicht, meine Herren, habe ich denn das ganz überhört? Hat hier Jemand wirklich um Erlaubnis gefragt?“

Mit einer wegwerfenden Miene antwortete der Vorsitzende: „Warum nicht gar! Was fällt Ihnen ein, Herr Schöffe?“

Hornung fühlte den Hieb und biß sich in die Lippen; als aber Christian Merck mit einem eigenen Ausdruck hinzufügte: „Seit ich Consulent des Senates der Kaiserlichen Freireichsstadt Schweinfurt bin, ist überhaupt noch nicht vorgekommen, daß Bürgermeister und Rat Jemanden um Erlaubnis gefragt haben, selbst nicht einen General“, da empfand der Lieutenant, daß er keine glänzende Rolle spiele, und entfernte sich mit den Worten: „Ich verbiete es“.

Gewaltig stampfte er den Boden, aber in seinem Herzen hatte er doch die Ueberzeugung, daß sich diese ein-

gefleischten Freireichsstädter nicht im Allergeringsten an sein Verbot stören würden; darum machte er seinen Plan und fing es schlau an. Der Posten an der Brücke war ein Bamberger Jäger; nun stellte der Herr Stadtcommandant an das jenseitige Ufer des Flusses einen Husaren, und dieser sollte dem Abgesandten aufpassen, wenn er in seinem Kütschchen durch den Main gefahren käme, und ihm ohne Weiteres das Geld abnehmen. Die Schweinfurter konnten keine Truppen marschieren lassen, und wenn sie sich bei Kaiserlicher Majestät beschwerten, ward die Sache in diesem Kriegsdurcheinander doch verschleppt, dereinst beim Friedensschluß mit allen übrigen Brutalitäten als unvermeidlich niedergeschlagen, und Hornung hatte das Geld. Auch er huldigte noch dem Grundsatze der Zeiten des Faustrechts: „Gewalt geht vor Recht“.

„Befehlen der Herr Lieutenant, daß ich schieße, wenn er durchgehen will?“ fragte der Husar, und die Antwort hieß: „Zum Schießen hast du deinen Carabiner, zu sonst Nichts.“

Das war fein ausgedacht, aber die Schweinfurter hatten Erfahrung in solchen Dingen, ahnten etwas Derartiges, sahen sich vor, und Heinrich Stepf war noch früher aufgestanden, als der pfiffige Stadtcommandant.

Sonntag Morgen, den 31. August, hielt drüben auf dem südlichen Ufer des Mains ein grimmiger Husar mit langem, zugespitztem Schnurrbart; mit der Linken faßte er den Zügel seines Schecken, mit der Rechten stützte er seinen Carabiner auf den Oberschenkel, wie es auf Vorposten Gebrauch war; funkelnd ließ er seine Blicke nach allen Seiten schweifen, ritt ganz langsam auf und ab, — es war nicht zu verkennen, der Mann stand nicht umsonst da. Auf dem Johanniskirchturm hatte es ein Viertel über Fünf geschlagen; eben war die Sonne aufgegangen, da bog oberhalb der Stadt eine unansehnliche Landkutsche in den Main und fuhr langsam und vorsichtig hindurch. Wie ein brausender Wind sprengte der Husar herbei, rief sein gebietendes „Halt“: aber der Kutscher erschrak, hieb kräftig auf seine Pferde und wollte das Weite gewinnen. Sofort hielt der Reiter, legte an, ein Schuß durchtönte

die Morgenstille, — der Rosselenker erbebte und gab die Flucht auf. In einem Nu war der Husar da, schalt und fluchte jämmerlich, riß den Schlag auf und fragte barsch: „Wo ist er?“ Denn die Kutsche war leer.

„Wer?“ fragte der Führer des Wagens. —

„Der Ratsherr mit dem Gelde.“ —

„Das weiß ich nicht; ich bin zum Schultheiß von Sennfeld bestellt, darum seid so gut, laßt mich gehen.“

Darüber ward sich der Vorposten schnell klar, daß der Kutscher nicht etwa ein verkleideter Senator war, aber er ließ sich doch die Mühe nicht verdrießen, Mann und Wagen auf's Genaueste zu visitieren, ob nicht vielleicht hier das Geld vorangeschickt werde und der Gesandte unverdächtig zu Fuß nachkomme. Er fand jedoch Nichts und kehrte nach der Brücke zurück. Unterdessen hatte sich aber etwas Anderes ereignet. Sobald der Husar nach dem Kütschchen oberhalb der Stadt sprengte, fuhr ein anderes unterhalb in den Main, gewann das Ufer und rollte leicht nnd flink auf trockenen, festen Wegen dahin. Nach seinem Standpunkte zurückkehrend, entdeckte der Reiter das Wägelchen und jagte pfeilschnell hinter ihm her. Zu rufen, hätte keinen Erfolg gehabt, denn er war noch viel zu weit entfernt, als daß man ihn hätte hören können; immer in rasendem Galopp vorwärts sprengend, feuerte er eine Pistole ab, obwohl er wußte, daß er in dieser Entfernung Niemanden treffen konnte, — vielleicht aber doch ängstigen und zum Anhalten bestimmen. Allein in dem Wägelchen saß der Syndikus Stepf mit seinen tausend Francs, der ließ sich keinen Schrecken einjagen; sehr bald hatte er die Demarcationslinie erreicht, war jetzt auf der französischen Seite, wohin ihm kein Kaiserlicher folgen durfte, ließ sich im nächsten Dorfe ein stärkendes Frühstück gut schmecken, bezahlte auch seinem Kutscher einen Schoppen und fuhr dann wohlgemut nach Mergentheim. Das Husärchen drehte seinen Schnurrbart, ritt unverrichteter Sache nach der Brücke zurück, und als Hornung schalt und schrie: „Dir fehlen nur noch zwei Hörner, dann wärest du ein completer Ochse“, antwortete es vorschriftsmäßig: „Zu Befehl, Herr Lieutenant“.

Simbschen tritt auf.

Am Nachmittage des 31. August war ganz Schweinfurt auf den Beinen und der Senat zu einer langen, peinlichen Sitzung auf dem Rathause versammelt, denn Quartiermacher waren eingetroffen und hatten verkündigt, daß am Montag Szekler Husaren und chur-trierische Jäger einrücken würden; wie sollte die Mannschaft untergebracht und versorgt werden? Man schob den Dörfern zu, was irgend möglich war, aber die Last für die Stadt war immerhin sehr groß und drückend. Zu der Einquartierung kamen nun auch noch Durchmärsche, und jedes Regiment wollte ein paar Stunden rasten und gespeist sein; die Aufregungen und Forderungen nahmen kein Ende und waren recht schwer zu tragen. Am 2. September um die Mittagsstunde erschien der Ingenieurhauptmann Luxem und kündigte an, morgen werde sich der General-Feldmarschallieutenant, Baron v. Simbschen, einfinden, um für einige Zeit sein Hauptquartier in Schweinfurt aufzuschlagen, und nachdem er dieses dem Rate ausgerichtet hatte, setzte er sich mit dem bisherigen Commandierenden in Verbindung und erforschte alles, was für ihn oder seinen Oberfeldherrn von Interesse oder Vorteil sein konnte. Auch suchte er für den Baron eine schöne, passende Wohnung auf und entschied sich nach langem Wählen für die der Wittwe Lebküchner. Daß die alleinstehende Frau dadurch in hohem Grade belästigt würde, war ihm durchaus gleichgültig; das Beste gehörte seinem General, und die Bürger waren nach der Anschauung jener Leute überhaupt nur auf der Welt, um die Soldaten zu bedienen.

„Wenn Simbschen wochenlang hier bleibt, ist es von der allergrößten Wichtigkeit, ihn wohlwollend zu stimmen, denn das Verhalten des gemeinen Kriegsvolks richtet sich ganz und gar nach dem Benehmen des Höchstcommandierenden; das haben wir oft genug erlebt.“ So sprach

man im Rate und beorderte den Bürgermeister v. Berg und den Consulenten Merck, den Feldmarschall an der Grenze des Gebietes zu empfangen und im Namen der Stadt zu begrüßen. Das geschah am Mittwoch Morgen, den 3. September. Eine große Menschenmenge wartete an der Grenze der Gemarkung auf die Ankunft des Mannes, der für die nächste Zeit über das Schicksal der Bürger entschied, ihr Wohl und Wehe in seiner Hand hielt; und als er dahergeritten kam, — links von ihm Luxem, sein einflußreicher, mächtiger Adjutant, und hinter ihm sein ganzer Generalstab, — da klopfte jedes Herz erwartungsvoll und fragte: „Wie wird es werden?“

In ihrer Amtstracht schritten die beiden Deputierten dem Ankommenden entgegen, verbeugten sich ehrerbietig, und Andreas v. Berg redete ihn also an: „Hochgeehrter Herr Feldmarschall! Im Namen und im Auftrage von Bürgermeister und Rat der Kaiserlichen Freireichsstadt Schweinfurt, wie nicht minder als Vertreter gesammter Bürgerschaft heißen wir Eure Excellenz freudig willkommen auf unserem Grund und Boden. Wir haben viel erdulbet, und der Feinde Wut hat uns nicht geschont; wir wissen aber, daß ein deutscher General uns unter seinen mächtigen Schutz nimmt, und daß wir fortan ruhig schlafen und sorglos unseren Geschäften nachgehen können; dafür werden auch wir uns bemühen, jedem billigen und gerechten Wunsche nach besten Kräften zuvorzukommen, werden gerne und freudig — —.“

„Was halten Sie mir da Reden“, unterbrach ihn barsch Simbschen. „Ich will keine Worte; damit kann ich Nichts anfangen; Geld brauche ich, Geld, um meinen trierischen Jägern ihren Lohn zu geben. Also dafür sorgen Sie, daß mir das Geld heute noch eingeliefert wird.“

Die Abgesandten entfärbten sich, richteten sich aber etwas strammer in die Höhe, und v. Berg entgegnete jetzt in ganz verändertem Tone: „Excellenz werden sich bald überzeugen, daß solche Forderungen von der Stadt nicht erfüllt werden können; wir sind ausgesogen, verarmt, die Feinde haben uns Alles genommen, von den

Freunden erwarten wir Milde, oder wenigstens doch Gerechtigkeit.“

Mit hämischer Miene flüsterte Luxem dem Generale etwas zu, und dieser schnaubte die Ratsherren an: „Lügen und Pratiquen! Ihr habt Geld genug; für die Franzosen ist immer da; könnt ihr es denen tausendweise schicken, so müßt ihr auch für uns haben; ich will euch schon die Taschen aufknöpfen.“

„Ja“, nahm mit kräftigem Tone v. Berg wieder das Wort, „wir haben erst am Sonntage tausend Francs abgesandt; es geschah in Ausführung des Vertrages, welchen die hohen kriegführenden Mächte miteinander abgeschlossen haben. Wir machen die Verträge und Friedensschlüsse nicht; wir fügen uns bereitwillig in alles, was Kaiserlicher Majestät Unterschrift trägt; allein wir fügen uns mit nichten in das, was einem General beliebt.“

„Excellenz“, begann Herr Merck, „ich bin seit einer Reihe von Jahren Consulent des hiesigen Senates; alle Zuschriften werden von mir genau durchgesehen, ich darf wohl sagen: gründlich studiert, — es ist mir nie ein Kaiserlicher Erlaß unter die Hände gekommen, in dem es geheißen hätte: die trierischen Jäger werden von Schweinfurt besoldet. Nie!“

Diesem Hohn gegenüber fühlte sich Simbschen ohnmächtig. „Still! Ich will keine Reden!“ rief er, und v. Berg wandte sich sofort an seinen Begleiter und sprach: „Wenn Excellenz die Begrüßung des Senates nicht zu acceptieren geruhen, so ist unsere Mission erledigt, und wir können heim gehen.“ Und ehe der General sich die Situation klar gemacht hatte, kehrte sich der Bürgermeister gegen ihn und sagte: „Wir werden dem Rate Bericht erstatten und halten uns zu Gnaden empfohlen.“ Darauf verbeugten sich die beiden Deputierten tief, sehr tief, machten rechtsum Kehrt und schritten stolz erhobenen Hauptes der Stadt zu.

Höchlichst befremdet blickte der General seinen Adjutanten an und fragte leise: „Was soll das sein? Die Burschen drehen sich auf dem Absatz herum und gehen schlank ihres Weges!?“

„Excellenz“, erwiderte ebenso leise der Hauptmann, „es sind Schweinfurter. Capitän Roll sagte zu mir: „Diese Freireichsstädter sind, wie die Maulesel; sie gehen nicht von der Stelle, wenn sie nicht mit Prügeln gezwungen werden, und sind halsstarrig bis zum Uebermaß.“ Wenn sie ihren Kopf aufgesetzt haben, wird der Teufel nicht mit ihnen fertig.“

„Ich werde sie Mores lehren“, brummte Simbschen; „sie sollen mich kennen lernen“, und in dieser Stimmung ritt er hinein nach Schweinfurt. Ehe er aber erschien, war schon Jemand angekommen und hatte große Freude bereitet: Der Syndikus war mit den tausend Francs wieder da. Als er auf seiner Karte dem General Vaillant erklärt hatte, daß Sennfeld und Gochsheim nicht zur Stadt gehörige Meiereien, sondern selbständige Dörfer seien, ward ohne Weiteres Schweinfurt von der Contribution freigesprochen und diese den genannten beiden Dörfern auferlegt, Vaillant bat um Entschuldigung des Irrtums und Mißverständnisses, — seelenvergnügt verließ Stepf das freundliche Mergentheim, und als Donnerstag Nachmittag 4 Uhr Ratssitzung war, die neuen Forderungen zu prüfen, war er munter und wohlgemut auch dabei. General Simbschen zog es hingegen vor, sein Verlangen und seine Befehle nicht persönlich bei dem Rate zu vertreten, denn diese stolzen Bürger hatten eine ganz eigene Art, ihre Worte zu setzen und zu betonen; sie waren überaus höflich, so daß man ihnen Nichts anhaben konnte, aber was sie sprachen, waren teils Keulenschläge, teils Ohrfeigen, und dazu schauten sie ihren Gegner mit Blicken an, die noch viel verletzender waren, als Worte. Warum sollte er sich der Gefahr aussetzen, Dinge hören zu müssen, gegen die er nicht aufkommen konnte? Er schickte also seinen tapferen Adjutanten, und dieser gelobte sich im Stillen, die Ratsherrn so einzuschüchtern, daß man sie um einen Finger wickeln könne, trat mit Brutalität auf, benahm sich, wie ein unmenschlicher Eroberer in Feindesland; fragte, begehrte nicht, sondern befahl.

„Das Verlangen des Herrn Feldmarschalls zu er-

füllen", entgegnete Kaspar Cramer, der Regierende, „sind wir absolut außer Stande; wir haben zu viel gelitten."

„Es ist noch Geld in Schweinfurt, das weiß ich zuverlässig", schrie Luxem.

„Gewiß ist noch Geld da", bestätigte der Oberbürgermeister; „es sind aber auch noch 5000 Einwohner da, die essen und trinken und sich kleiden wollen und dazu das Geld nötig haben; für die trierischen Jäger bleibt Nichts übrig."

„Für die Franzosen hatten Sie doch übrig", höhnte der Adjutant. „Wie ich höre, ist der Bote ja wieder zurück, — nun, wie ist die Verhandlung denn abgelaufen?"

Jetzt erhob sich der Syndikus, verbeugte sich und sprach: „Mich hatte der Senat mit dem Auftrage an General Vaillant beehrt, und es kostete keine Mühe, diesen zu überzeugen, daß unsere Auffassung die richtige war; Unrecht und Gewalt wollte er uns nicht anthun, davon ist dieser Mann weit entfernt; sobald er eingesehen hatte, daß er im Irrtum war, zog er seine Forderung sogleich zurück."

„Was haben Sie auf Ihrem Wege von den Kriegsoperationen gesehen?" fragte Luxem in einem Tone, als komme es ihm gar nicht darauf an. „Ist die Gegend stark besetzt?"

Leichthin antwortete Stepf: „Herr Hauptmann, ich bin nicht als Spion gereist und habe mich nicht nach diesen Dingen umgesehen, verstehe auch Nichts davon. Das einzige, was ich sagen kann, ist, daß ich in General Vaillant einen ehrenhaften Charakter und anständigen Mann gefunden habe, welchen sich jeder deutsche Offizier zum Muster nehmen könnte; denn die österreichischen Commandierenden sind doch sehr oft noch recht einsichtslos und recht — — nun sagen wir's gerade heraus: recht roh."

Dem Adjutanten war es, als seien stechend alle Blicke auf ihn gerichtet; ein leichtes Rot überflog sein Gesicht, er that aber, als habe der Hieb nicht getroffen, und bemerkte: „Das Geld ist also wieder da, und wir können es ohne Weiteres in Empfang nehmen."

Da stand der Consulent Merck auf und sprach: „Erlauben Sie mir gütigst, festzustellen: das Geld kann nicht in Empfang genommen werden, denn der Rat kann es nicht geben; er darf es gar nicht geben. Ausgaben, Geldverwilligungen müssen erst den Achterherren vorgelegt werden; ohne deren Genehmigung darf nicht ein Pfennig verausgabt werden; so ist bei uns Gesetz, und wollte selbst der Rat das Geld ausliefern, würde ich, als Consulent, sofort Protest erheben."

„Ich werde auf morgen den ganzen Rat einladen und die Achterherren", entschied der Oberbürgermeister; „was dann beschlossen wird, führe ich aus."

Damit war Luxem abgefertigt, und als er zu seinem Vorgesetzten zurückkam und dieser ihn fragend anblickte, brach er in die Worte aus: „Maulesel sind es, Maulesel! Roll hat vollständig Recht. Sie sind nicht von der Stelle zu bringen." —

In der kleinen Stadt war Alles schnell bekannt; wie ein Lauffeuer war die Kunde von dem unerhörten Benehmen des Generals bei seiner Begrüßung von Haus zu Haus gegangen, und nach wenigen Stunden wußte auch ganz Schweinfurt, wes Geistes Kind Luxem war. Die Knaben auf der Straße deuteten mit Fingern auf ihn, und er mußte sich's gefallen lassen, daß junge, ihm begegnende Burschen laut miteinander lachten, wenn sie an ihm vorübergingen, oder in auffallender Weise die Köpfe nach der Seite kehrten, oder ihm keck in's Gesicht sahen. Auch das kam vor, daß sehr tiefe, spöttische Complimente gemacht wurden; es gab viele Mittel, den gehaßten Quäler zu ärgern, ohne daß man sich einer besonderen Gefahr aussetzte, — maßvoll und vorsichtig mußte man freilich sein; nur die Knaben verließen sich auf ihre flinken Beine, und trugen sie auch einmal ein paar Ohrfeigen davon, so waren ihnen diese ja nichts Ungewöhnliches. In früheren ähnlichen Lagen hatte man schon gefunden, daß man die Kaiserlichen nicht empfindlicher ärgern konnte, als wenn man Sympathieen für die Franzosen zeigte, und anmaßende Offiziere mußten es täglich erleben, daß unter ihren Fenstern „Vive la république!"

oder: „Liberté, égalité, fraternité!“ gerufen ward. Der Rat konnte zwar diese Rufe verbieten und that das auch, der Erfolg war aber ein sehr geringer, und ein General konnte Vieles erzwingen, unmöglich aber jeden vorbeilaufenden und schreienden Lehrling abfangen.

Die Zwillingsschwestern.

Freitag Morgen war großer Rat: Die 4 Bürgermeister, 4 Schöffen (oder Scabinen), 8 Ratsherren (oder Senatoren), 8 Assessoren und 2 Consulenten waren versammelt; auch die Achterherren waren vollzählig erschienen, denn diese 8 Vertreter der Bürgerschaft mußten bei allen wichtigen Dingen, nicht nur bei Criminalsachen, sondern auch bei jeder Geldverwilligung zugezogen werden. Stolz spazierte Luxem durch die Straßen, ehe er sich in die Sitzung begab; überlegte, wie er am besten den Widerwilligen imponieren könne, und malte sich in Gedanken aus, was für Gesichter sie machen würden, wenn er seinen Haupttrumpf ausspielte: Simbschen's Androhung, den Bürgern mehrere Schwadronen Reiter als Einquartierung in die Häuser zu legen, — da ward er auf recht unangenehme Weise in seinen schönsten Phantasieen gestört, denn auf einmal gellte es ihm lustig in die Ohren: „Vive la liberté!“ und dicht an ihm vorbei huschte ein liebliches Mädchen, bescheiden gekleidet und barfuß, und rannte in eine Nebengasse, drehte sich noch einmal um, lachte dem Herrn Hauptmann fröhlich in's Gesicht und verschwand in einem Hofe. Was sollte Luxem thun? Er konnte der Magd doch nicht nachlaufen, sie aufsuchen; und wußte auch ganz zuverlässig, daß Keiner, den er fragen würde, ihm Auskunft gäbe, und Jeder absolut „Nichts gesehen“ hätte. Aergerlich schritt er die Straße weiter

nach dem Marktplatze und dem Rathause zu, — die lustige Maid aber war Kathi Werner.

Um dieselbe Zeit hatte auch sein Vorgesetzter ein kleines Abenteuer: Simbschen hatte im ‚Raben' etwas Gutes gegessen, etwas noch Besseres getrunken, trat in behaglicher Stimmung nun heraus und dachte bei sich: „Jetzt wird die Sitzung eröffnet werden. Wie mögen sie die Augen aufreißen, wenn sie hören, daß ihnen zweibeinige und vierbeinige Execution in's Haus gelegt wird!" Da brummte mit lautem Tone die Glocke vom Turme der Johanniskirche; der aus seinen Betrachtungen Aufgeschreckte drehte sich rasch und unvorsichtig nach dem Turme um, that dabei einen Fehltritt und lag im Momente am Boden. Mit der Pflasterung war es vor hundert Jahren in Schweinfurt noch schlecht bestellt, und es gehörte keine große Kunstfertigkeit dazu, auf der Straße hinzustürzen; in der That kam das auch ziemlich häufig vor, war aber für den Kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant sehr fatal, — wären Knaben, oder Lehrlinge in der Nähe gewesen, so hätten diese ohne Zweifel ein schallendes Gelächter aufgeschlagen, und bei der bitterbösen Stimmung, welche dieser Kriegsheld schon bei seinem ersten Erscheinen in der Stadt hervorgerufen hatte, würden auch ältere Bürger gemütlich die Hände in die Taschen gesteckt und schadenfroh zugesehen haben, wie sich der Mann in der glänzenden Uniform aus dem dicken Staube wieder aufrichtete. Alle diese Gedanken fuhren dem General mit Blitzesschnelligkeit durch den Kopf, — rot vor Scham und Aerger erhob er sich, sah bestürzt nach allen Seiten: aber der Zufall war ihm günstig gewesen, das Erlebnis war nicht beachtet worden, nur ein holdes, freundliches Mädchen, das in der Nähe vorüberging und mit Schrecken sah, wie der hohe Herr gefallen, sprang dienstfertig und schüchtern hinzu und strich bescheiden mit seiner Schürze den Staub von dem goldgestickten Kriegsrock.

„Du bist ein gutes Kind", sprach der Offizier, „ich danke", und eilte schnell in den ‚Raben' zurück, wo ihn der Hausknecht sorgfältig reinigen mußte. Den Unfall erwähnte Simbschen nirgends, aber das liebliche Mädchen

vergaß er nicht; in Gedanken sah er es immer vor sich, wie es, ein Bild herrlicher Jugendfrische, mit verlegen geröteten Wangen sich abmühte, den Schaden zu heilen, und dabei nicht wagte, den Blick zu dem Allgebietenden zu erheben. Als dieser, wenige Minuten nachher, wieder aus dem Gasthofe trat, sah er die etwa neunzehnjährige Jungfrau nicht mehr; sie war eilenden Fußes weiter gelaufen, denn sie hatte viel zu besorgen, — es war Gretchen Werner, und die Hochzeit ihrer Schwester Kathi stand vor der Thüre. —

Noch heftig erregt von Zorn, daß ihm eine Schweinfurter Maid höhnisch in's Ohr geschrieen, kam Luxem in die Sitzung des Rates, um die Forderung seines Commandierenden zu erzwingen, benahm sich hochfahrend und anmaßend und drohte gleich von Anfang an mit der Execution durch Einquartierung. Die Väter der Stadt waren zwar empört über solches Vorgehen, ließen aber die Klugheit walten und zeigten wenigstens äußerlich dem Dränger gegenüber Ruhe und Kaltblütigkeit. Nach vielem Reden hin und her nahm Wilhelm Krauß das Wort und sprach: „Wir sind Alle überzeugt, daß Schweinfurt keine Verpflichtung hat, und daß wir Nichts zu geben brauchen, aber wir wollen unsere Bürger nicht von ungeschlachten Söldnern drangsalieren lassen; können wir solches durch ein Geldopfer abwenden, so wollen wir dieses bringen. Der Herr General droht mit Zwangseinquartierung, und ich traue ihm zu, daß er wirklich etwas Derartiges ausführt, — es fällt mir da ein altes Sprüchwort ein, das ich nicht anführen will, denn ich will ja bei Leibe Niemanden verletzen; aber dem gemäß möchte ich handeln. Wir haben dem Herrn Commandanten schon viel geleistet und gethan, — geben wir zur Schonung der Bürgerschaft in Gottes Namen ein Stück Brod mehr.“

Bei diesen Schlußworten glitt ein leichtes Lächeln über die Mienen der Ratsherrn, denn alle wußten nun, daß ihr College an das Sprüchwort gedacht hatte: „Einem bösen Hunde gibt man ein Stück Brod mehr.“

„Ich stelle den Antrag“, erklärte nun Andreas v. Berg: „Wir bewilligen eine, von den Herren Bürger-

meistern zu bestimmende mäßige Summe, die Seiner Excellenz zugesandt wird; dabei wird dem Herrn General aber erklärt, daß Schweinfurt eine Freireichsstadt ist, deren Bürger nur von Kaiserlicher Majestät und von ihrer eigenen Regierung Befehle anzunehmen haben. Es ist empörend, wie man mit uns umgeht!"

„Diesen Antrag unterstütze ich", fügte Michael Dürbig bei, „aber nur unter der Bedingung, daß der Herr General zugleich ersucht werde, dafür Sorge zu tragen, daß künftighin in anderer Weise mit uns verhandelt wird. In den letzten Tagen ist eine Sprache beliebt worden, die ganz unerhört ist."

In so ruhigem Tone, als ob er eine Zeitungsnachricht aus der Türkei mitteile, sagte Philipp Ernst Segnitz: „Der Kaiserliche Generalissimus, Feldmarschall Kray, hat in anständigerer Sprache mit uns verkehrt; er hat nie vergessen, daß die Stadt Schweinfurt ein selbständiger Reichsstand ist, und nimmer hätte er sich beikommen lassen, mit Gewaltmaßregeln zu drohen."

„Ich verbitte es mir, daß meine Sprache kritisiert wird", brauste Luxem auf, „und werde meinen Worten Nachdruck verleihen."

„Es fällt mir auch gar nicht ein", entgegnete der Schöffe Segnitz, „die Worte des Herrn Hauptmanns zu kritisieren; jede Rede, jedes Benehmen trägt seine Kritik in sich selbst, und das ist mehr, als genügend. Uebrigens bin ich ein freier Reichsbürger, keines Herrn Knecht; habe das Recht, meine Meinung zu sagen, und lasse mir von Niemandem den Mund verbinden; das thut kein Schweinfurter. Bei dieser Gelegenheit will ich noch weiter anführen: Seine Kaiserliche Hoheit, Erzherzog Karl, vor dem wir uns doch Alle beugen müssen, hat bereits auch direct mit dem Rate unserer Stadt verhandelt, — aber in durchaus anständiger Weise. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Feldherrn und einem Landsknecht."

Bürgermeister Cramer erkannte, es sei jetzt hohe Zeit, dem Wortgefechte ein Ende zu machen, und sprach zu Luxem: „Herr Hauptmann, Sie haben uns das Ver-

langen des Herrn Generals mitgeteilt, — wir werden nun in Beratung treten. Ich ersuche Sie, Seiner Excellenz die Versicherung zu überbringen, wir würden alles thun, was uns möglich ist, Dero Wünsche zu befriedigen." Damit verbeugte sich der Bürgermeister, Luxem machte Kehrt und berichtete seinem Vorgesetzten, was er fertig gebracht, und daß die Städter ohne Zweifel zu Kreuz kriechen würden.

„Ich bin auch nicht zart mit ihnen umgegangen", fügte er hinzu, „sondern habe gehörig aufgetrumpft. Schon im Voraus war ich in einer bösen Stimmung; denken Sie, Herr General, was mir gerade vorher passierte, als ich durch die Oberegasse schritt. Ein impertinentes Volk sind diese Schweinfurter!" Und nun erzählte Luxem, wie ihm „Vive la liberté!" in's Ohr geschrieen worden; Simbschen aber antwortete wegwerfend: „Warum haben Sie die Person nicht am Schopf gefaßt und durch einen Mann auf die Hauptwache bringen lassen? Ich hätte ihr von dem Profoß Fünfundzwanzig mit dem Haselstock aufzählen lassen, daß ihr die liberté vergangen wäre. Wenn Sie nicht bei der Hand sind, kann ich nicht helfen." Ganz unzweifelhaft war auch der General ärgerlich, sein Adjutant bemerkte aber noch: „Excellenz erlauben, ich konnte der Weibsperson nicht nachlaufen, sie war zu flink, jedoch kenne ich sie, und wenn sie mir wieder begegnet, entgeht sie mir nicht; ihr Gesichtchen ist nicht zum Vergessen gemacht, und es wäre mir ein Labsal, wenn irgend ein Schweinfurter auf die Bank gelegt und durchgehauen würde."

„Da muß man eben die Augen offen halten", brummte Simbschen, und Luxem that das, ganz von selbst, mit großem Ernste, und schon nach wenig Stunden war ihm das Schicksal hold: aus dem Gasthofe kommend, wo er zu Mittag gespeist hatte, sah er drüben an einer Hausthüre das Mädchen stehen, sorglos und heiter nach allen Seiten um sich blickend und nicht im Entferntesten ahnend, was ihm drohte. Der Hauptmann winkte einen vorübergehenden Soldaten zu sich her, deutete auf das Mädchen und befahl: „Diese Person wird sofort arretiert und

mir vorgeführt! Aber sei vorsichtig! Sie ist schlau und flink, und wenn sie dich bemerkt, geht sie durch." Doch die Sache war nicht so gefährlich, die Magd ließ ihre Aeuglein harmlos von rechts nach links und von links nach rechts gehen, sah auch den Soldaten herankommen, machte jedoch durchaus keine Miene, sich durch die Flucht zu retten, und als er sie fest am Arme faßte, barsch anfuhr: „Du bist arretiert", hielt sie es für einen der plumpen Scherze, welche sich die Kriegsknechte gerne erlaubten, sah ihn verächtlich an und wollte ihn abschütteln. Bald war ihr der Irrtum benommen; rücksichtslos ward sie über den Marktplatz gezerrt und trotz Widerstand, Weinen und Schreien vor den ingrimmigen Luxem gebracht, der mit boshafter Miene befahl: „Komm! Aber halte sie fest!" und racheburstig wieder in den ‚Raben' zurückkehrte.

Simbschen hatte gewöhnlich große Tischgesellschaft, Essen und namentlich Trinken schmeckten ihm besser, wenn Viele es mitmachten, und da er es ja nicht zu bezahlen brauchte, waren in der Regel dreißig Offiziere an seiner Tafel, ließen sich es munden und leisteten in der That Großes, namentlich in Vertilgung des Weines. Es kam aber dann ein Stadium, von dem an das Haupt der Gesellschaft allein zu sein wünschte; auf einen nicht mißzuverstehenden Wink erhoben sich die Gäste, machten ihr Compliment und entfernten sich, — der Feldmarschall-Lieutenant blieb allein zurück und trank still und unverdrossen seinen Champagner weiter. Mit freudestrahlender Miene trat jetzt Luxem ein und berichtete triumphierend: „Wir haben sie! Draußen steht sie!"

„Wer?" fragte Simbschen, und der Adjutant erklärte: „Die Person, welche liberté schreien kann."

„So?" sprach der General. „Ich bin gerade in der richtigen Stimmung; der Profoß soll ihr aufzählen, daß sie liberté zum Himmel schreit, und die Engel im Himmel die Ohren zuhalten ob dem Gebrüll. Stellen Sie mir die Dirne einmal vor; wenn sie nicht gar zu schmutzig ist, will ich sie eigenhändig an den Ohren zausen."

Einen Augenblick darauf schob und stieß der draußen harrende Soldat Gretchen Werner in das Zimmer. „Das ist der kleine Satan“, rief Luxem, aber der General riß die Augen weit auf, starrte das Mädchen an und fragte mit Staunen: „Die hätte geschrieen? Nimmermehr!“

„Gewiß, Excellenz“, erwiderte der Hauptmann; „sehen Sie gefälligst den Kobold an, das Gesicht und das ganze Figürchen, — das ist nicht zu vergessen und nicht zu verwechseln.“

„Ich habe das Kind auch heute Morgen schon gesehen und vergesse und verwechsele es nicht“, entgegnete Simbschen barsch und mit Nachdruck. „Aber erzählen Sie noch einmal, ganz ausführlich, und geben Sie genau an, wann und wo.“ Der erstaunte Offizier begriff seinen Vorgesetzten nicht und berichtete, was ihm diesen Vormittag in der Oberengasse begegnet, gerade als es auf der Johanniskirche Zehn schlug.

„So?“ meinte Simbschen. „Und ich sage, daß Sie sich in der Person irren!“ Dann wandte er sich an Gretchen, das zitternd vor ihm stand und mit Staunen und Befremden hörte, was es gefrevelt haben sollte, und fragte: „Hast du mich heute Morgen gesehen?“

„Ja“, lispelte die Kleine.

„Ganz recht“, fuhr der General fort, „und mit dem Glockenschlage Zehn. Und wo hast du mich gesehen? Nichts weiter! Nur wo!“

Ueber und über rot ward das Mädchen, als es wieder an die Scene dachte, und antwortete leise: „Draußen am Hofthore.“

„Also“, nahm Simbschen mit Nachdruck das Wort, „das Kind war hier am ‚Raben‘; hier habe ich es gesehen und zu ihm gesprochen; es kann nicht an zwei Plätzen zugleich sein; demnach war die Person in der Oberengasse eine andere, und Sie haben sich geirrt.“

„Excellenz erlauben“, bemerkte etwas zurückhaltend der Adjutant, „diese Person finde ich aus Tausenden wieder heraus; ich kann mich nicht irren, — sie war es.“

Mit blitzenden Augen fuhr ihn Simbschen an: „Auch wenn ich sage: „Sie war es nicht“, Herr Haupt-

mann?" Dann kehrte er sich gegen die zitternde Maid, zauste sie nicht an den Ohren, sondern streichelte ihr freundlich die Wangen und sprach: „Du bist ein braves Kind und brauchst dich nicht zu fürchten; es geschieht dir Nichts, und Niemand soll sich unterstehen, dir etwas in den Weg zu legen; du stehst unter meinem Schutz, und sobald dich Einer nur schief ansieht, kommst du zu mir. Hast du es gehört? Du kommst zu mir. — So! Herr Adjutant, jetzt sorgen Sie dafür, daß das Mädchen unbehelligt nach Hause kommt."

Luxem und Gretchen verschwanden, Simbschen trank weiter.

Frau Lebküchner.

Der Nachmittag war schon ziemlich weit vorgerückt, als der General in seine Wohnung bei Frau Doctor Lebküchner zurückkehrte und sich da behaglich in einen weichen Großvatersessel niederließ. Noch nicht lange saß er da in seinen Gedanken, so trat der Adjutant ein und überreichte ein großes Schriftstück, das soeben aus dem Rate eingetroffen.

„Aufmachen!" commandierte Simbschen; der Offizier öffnete das Couvert, breitete die Zuschrift vor dem General aus und zog sich wieder zurück. Der Rat aber hatte geschrieben: um Löbliche Bürgerschaft vor unwürdigen Quälereien zu bewahren, wolle er dem Herrn General 500 Gulden bewilligen und ausbezahlen, ohne jedoch dadurch eine Verpflichtung zu irgend welcher Contribution anzuerkennen; dabei könne er nicht unterlassen, sich über das in hohem Grade ungeziemende Benehmen des Hauptmanns Luxem zu beschweren, der nicht zu wissen scheine, mit wem und vor welcher Körperschaft er spreche; auch Seine Excellenz der Herr Feldmarschall Kray habe

mit dem Rate verhandelt, aber in feinerem Tone; und selbst Erzherzog Karl, der doch ohne Zweifel sehr hoch über einem Hauptmann stehe, habe sich der Stadt Schweinfurt gegenüber einer anderen Sprache bedient; wolle man nicht in geziemenden Formen verkehren, so breche der Rat jede Verhandlung ein für allemal ab.

Hu, wie brauste da der General auf! Wild schritt er im Zimmer auf und ab; er hätte den Rat, ja, die ganze Stadt zermalmt, wenn das nur gegangen wäre. Zornlodernden Blickes ging er zur Thüre und rief hinaus: „Hauptmann Luxem!“ In einem Augenblicke stand der Adjutant in Positur vor ihm und fragte: „Excellenz befehlen?“

„Da hat mir der Rat von Schweinfurt einen Wisch geschickt“, grollte der General; „bringen Sie ihn der Lebküchnerin hinüber, sie soll ihn zerreißen und die Fetzen dem Bürgermeister überreichen lassen.“

Das war ein Auftrag, welchen Luxem gerne erfüllte; einer Frau gegenüber konnte man derb auftreten, sie war ja leicht eingeschüchtert; man konnte starke Ausdrücke wählen und brauchte nicht zu fürchten, daß sie eine Entgegnung wagte; stolz trat er bei der Wittwe ein, mit Anmaßung entledigte er sich seiner Commission, und stolz marschierte er wieder hinaus. Fünf Minuten später klopfte es bei dem Herrn Feldmarschall-Lieutenant an der Thüre, und Frau Doctor Lebküchner stand vor ihm, in ihrer Rechten das unselige Schriftstück haltend; sie machte eine vornehme Verbeugung und sprach dann mit Ruhe und Würde: „Eure Excellenz haben mir geneigtest durch Dero Adjutanten einen Auftrag zugehen lassen, und ich gestatte mir, darauf Zweierlei zu erwidern, Eines, das Sie, Herr General, wissen müssen, und Eines, das Sie wahrscheinlich nicht wissen. Eure Excellenz liegen in meinem Hause in Quartier, keineswegs aber habe ich deshalb Aufträge von dem Herrn General entgegenzunehmen, und meine Arbeit ist es nicht, Papiere zu zerreißen und Commissionen zu besorgen; dazu sind andere Leute da. Sie haben des Gesindes genug; zu Eurer Excellenz Dienerschaft gehört jedoch nicht die Frau Doctor

Lebküchnerin." Simbschen hätte sie vernichten mögen! Wenn er ihr nur hätte den Mund stopfen können! Aber sie stand vor ihm, hoheitsvoll, unnahbar, er fühlte sich wie gebannt, und mit Nachdruck fügte sie hinzu: „Das müssen Sie wissen, Herr General", fuhr dann aber im ruhigen Tone eines Berichterstatters fort: „Das Zweite weiß Eure Excellenz wahrscheinlich nicht; ländlich — sittlich. In Dero Heimat ist es vielleicht Gebrauch, daß man die Schriftstücke der Behörde in Fetzen reißt, bei uns in Schweinfurt ist es nicht Sitte, die Erlasse der Obrigkeit so zu behandeln, und ich — bin eine Schweinfurterin." Dabei verneigte sie sich stolz, legte das Schreiben dem General auf den Tisch und sprach: „Indem ich das genannte Schriftstück Ihren Händen wieder überantworte, empfehle ich mich Eurer Excellenz zu Dero geneigtem Wohlwollen", machte einen tiefen Knicks und verschwand.

Feuerrot vor Zorn und Aerger stand Simbschen und knirschte mit den Zähnen. Der verstorbene Doctor Lebküchner war rechtskundiges Mitglied des Rates gewesen, und von ihm hatte die Frau gelernt, die Dinge so zu erfassen und die Worte in einer Weise zu setzen, daß man nicht dagegen aufkommen konnte, — das war ganz klar; aber was jetzt thun, ohne sich vor der Frau zu beugen und lächerlich zu machen? Man konnte sie gefangen setzen, konnte sie mißhandeln, aber durch keine Macht der Erde konnte sie gezwungen werden, ein Papier zu zerreißen. „Ja", knurrte der Gewaltige, „sie ist eine „Schweinfurterin"! Mit welcher Betonung und mit welcher Miene sie das sagte!" Dann rief er wieder seinen Adjutanten, gab ihm zum zweiten Male das Papier und sprach: „Die Lebküchnerin hat mir das Schreiben zurückgebracht, sie wagt es nicht, es zu zerreißen. Thun Sie es, und schicken Sie die Stücke dem Rat fein säuberlich zu."

Luxem entfernte sich mit dem Schriftstück, ehe er es aber zerriß, las er es durch, und als er zu Ende gekommen, schüttelte er den Kopf und brummte für sich: „Ei, ei, so schaut's aus? Sieh' einmal an! Die Herren!

Ja, die wären, weiß Gott, im Stande, sich an den Generalissimus Baron v. Kray zu wenden; sie gingen noch weiter, — bis zum Erzherzog Karl. Und da soll ich vorgeschoben werden? soll der Sturmbock sein? und der Mauerbrecher? — Warum zerreißt er das Blatt nicht selbst? Er will sich die Finger nicht verbrennen; ich thue es aber auch nicht." Nachdem er das Papier sauber eingewickelt hatte, schickte er es durch einen Burschen „im Namen des Herrn Generals" an den Bürgermeister Cramer und dachte: „Ich werde mich hüten, mit diesen Leuten anzubinden"

Gegen Abend machte er noch einen Spaziergang durch die Straßen und über die Wälle der Stadt, wobei er das Vergnügen hatte, seinem vertrauten Freunde, dem Hauptmann Roll, zu begegnen, dem er unverhohlen die neuesten Erlebnisse und Erfahrungen mitteilte. Vor Roll brauchte er sich nicht zu schämen, denn dieser war ein Mann, dem das gemünzte Metall über Alles ging, und den Jeder haben konnte, der ihn bezahlte. „Ich habe auch etwas Neues herausgeschnüffelt und ausspioniert", begann Roll, als Luxem geendet, „wovon ich zuversichtlich hoffe, daß es mir nicht wenige blinkende Goldstücke eintragen wird — so, oder so — entweder von Seiten derer, welchen ich das Geheimnis bewahre, oder von Seiten dessen, dem ich es verrate; billig thue ich es nicht. Ist dir's recht, so machen wir halbpart; ich habe das Geheimnis entdeckt, und du verwertest es. Allein ich sage dir's nicht, wenn du nicht vorher schwörst, als ehrlicher Mann mit mir zu teilen."

„Ich schwöre es bei meiner armen Seele!" rief Luxem, und nun erzählte Roll ausführlich, wie er entdeckt, daß nachts in einer Hofstube des ‚Raben' geheime Sitzungen von Verschworenen gehalten würden, die damit umgingen, die kaiserliche Besatzung an die Feinde zu verraten, die Stadt mit allem, was darinnen sei, den Franzosen auszuliefern. „Ha", jubelte Simbschen's Adjutant, „so etwas kommt nicht alle Tage! Das ist ein Feiertagsessen auf dem Präsentierteller; man braucht nur zuzulangen. Nun will ich dir auch sagen, alter Knabe, wie

der Glücksfall ausgebeutet wird: Ich ertappe die Gesellschaft, — und dann heißt's: Taschen ausgeleert, sonst werdet ihr morgen Alle erschossen! Meine Verschwiegenheit lasse ich mir aber weiter durch ein paar Tausend Gulden bezahlen, und sobald ich diese eingesäckelt, erkläre ich, daß mir mein Gewissen Vorwürfe macht, und ich nur schweigen kann, wenn mir noch einmal Tausend gespendet werden, so komme ich Tag für Tag, heute zum Peter, morgen zum Paul, — du siehst, in der Weise behandelt, wird die Entdeckung zu einem Goldbergwerk, das gar nicht zu erschöpfen ist. Brüderchen, uns blühen noch lustige Tage!" Fröhlich gingen die guten Kameraden miteinander in den Gasthof ‚Zur Sonne', ließen sich das Beste auftischen, fragten nicht nach dem Gelde, denn morgen hatten sie ja mehr als das Hundertfache einzunehmen. —

In der Bürgerstube saßen die gewöhnlichen Gäste beisammen und waren im lebhaften Gespräche begriffen, denn sie hatten bereits erfahren, daß Simbschen das an ihn gerichtete Schreiben zurückgeschickt, und was er der Frau Lebküchner zugemutet. „Für morgen muß ich nun wieder den Rat einberufen, damit Beschluß gefaßt werde, ob nach dieser Ablehnung die Bewilligung der fünfhundert Gulden noch weiter Geltung haben soll", berichtete Kaspar Cramer.

„Warum nicht gar!" meinte Jakob Stößel. „Mein Lebtag nicht! Keinen viereckigen Heller bekommt er!"

„Wir haben ihm ein Uebereinkommen angeboten", sprach der Consulent Merck; „er lehnt es in schroffer Weise ab, — damit ist auch unsere Offerte erledigt und besteht nicht mehr. — Eben kommt noch Einer."

An der Durchgangsthüre, welche nach dem hinteren Zimmer führte, war eine große Schelle angebracht, so daß die in der Bürgerstube Versammelten jedesmal hörten, wann sich Jemand von außen näherte; darauf bezogen sich die letzten Worte Merck's, — es schellte, — einen einzigen Augenblick später ward die Thüre weit aufgerissen, und stolz trat herein Luxem, der Adjutant. Mit einem tiefen Bückling begrüßte ihn Georg Keller, der

Wirt; hob ihm einen Stuhl neben den Bürgermeister, zündete stillschweigend das zweite Licht an, Alle verbeugten sich gegen den Besuch, und der Regierende sprach: „Es gereicht uns zur großen Ehre, daß der Herr Hauptmann unser bescheidenes Stüblein mit uns teilt, und wir erkennen das dankbar an.“

Luxem nickte mit dem Kopfe und erwiderte: „Laßt euch nicht stören! Weiter gesprochen, als ob ich nicht da wäre.“

„Also ich bleibe dabei, es wird in diesem Jahre Nichts mit dem Weine“, rief Stößel mit großem Nachdrucke. „Es freut mich, daß uns der Herr Adjutant beehrt; der kommt aus einem Lande, wo viel Wein gebaut wird, und kann ein gültiges Urteil abgeben. Herr Hauptmann, was halten Sie von dem diesjährigen Herbste?“

Etwas überrascht erwiderte Luxem: „Ich habe andere Dinge im Kopfe, muß mich um Wichtigeres kümmern, als um die Weinberge; die gehen mich Nichts an.“

„Du magst sagen, was du willst, Jakob“, behauptete Georg Schuler, „die Trauben stehen doch gut! Siehe die Beeren an! Und wie schön die Stöcke noch belaubt sind!“

„Ja“, unterbrach ihn Stößel, „aber du bedenkst nicht, daß wir heute den 5. September haben; wenn es der 5. August wäre, ließ ich mir's gefallen.“

„Nun disputiert ihr schon eine halbe Stunde lang über die Weinberge“, warf Segnitz ein, „wartet es doch ab! Von dem Gerede wird die Ernte nicht besser und nicht schlechter. Solchen Dingen zuzuhören muß dem Herrn Hauptmann auch sehr langweilig sein. Sprecht jetzt einmal von etwas Anderem.“

„Das meine ich auch“, fügte Thomas Fichtel bei; „à propos, es heißt ja, die Bäcker wollten das Brod wieder hinaufgesetzt haben; darauf wird man hoffentlich nicht eingehen, es ist ohnehin schon zu teuer.“

„Die Bäcker, Metzger und Bierbrauer sind die Gesegneten des Herrn“, warf Wilhelm Krauß hin. „Seht einmal ihre Bäuchlein an; wie prall und rund! Wenn

die Taxe für Brod, Fleisch, Bier und Lichter nicht jeden Monat vom Stadtgericht festgesetzt würde: Die ließen uns das Doppelte bezahlen."

In dieser Richtung ging die Unterhaltung weiter; Dickwurz und Kartoffeln wurden besprochen; einer der Gäste wünschte Käufer für zwei gemästete Schweine, die sich vor Fett kaum mehr bewegen konnten, und so oft Luxem auch suchte, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben: man war jedesmal sogleich wieder bei Landwirtschaft, Viehzucht und Handwerk. Unbefriedigt stand er endlich auf und entfernte sich, Alle grüßten ihn ehrerbietig, der Wirt begleitete ihn bis zum Hausthore, — als aber Keller wieder eintrat und lächelnd das eine Licht ausblies, bemerkte Andreas v. Berg: „Ob dem wohl im Traume ein Engel erschienen ist, der ihm sagte, wir seien hier beisammen?"

„Man sieht uns in das Haus gehen", erklärte Michael Dürbig, „findet uns aber nicht vorn im allgemeinen Gastzimmer, also müssen wir ein separates Lokal haben; der Schluß liegt nahe. Uebrigens darf es auch Jedermann wissen, daß wir beisammen sind; es ist sehr natürlich, daß alteingesessene Bürger unter sich sein wollen und nicht in Gesellschaft von Fremden und jungen Leuten."

Damit war der Gegenstand erledigt, man sprach wieder über das vorher behandelte Thema, und der Herr Hauptmann wurde mit keiner Silbe mehr erwähnt. Dieser aber erkannte, daß in dem von Roll entdeckten „Goldbergwerk" die Schätze doch nicht so zu Tage lagen, daß man nur zuzugreifen brauchte; nach reiflicher Ueberlegung entschloß er sich, das Geheimnis an Simbschen zu verkaufen, und dieser spendete ihm zwar anfangs nur ein kleines Douceur, versprach ihm aber, daß er den vierten Teil sämmtlicher Strafgelder, Brandschatzungen, Kriegssteuern, kurz: aller der Summen erhalten sollte, welche auf Grund der gemachten Entdeckung von Einzelnen oder auch von der Stadt im Ganzen zu erpressen sein würden. Helden dieses Schlages nahmen, wenn sie unter sich waren, auch kein Blatt vor den Mund; sie wußten, daß Jeder zuerst

an sich dachte, und daß ihnen allen der eigene Vorteil weit höher stand, als der Dienst des Kaisers und die Ehre des Vaterlandes.

Execution.

Samstag Morgen kam Luxem wieder in die Ratssitzung und wollte die 500 Gulden in Empfang nehmen, — erstaunt blickte ihn Kaspar Cramer an und sprach im Tone der Befremdung: „Seine Excellenz, der Herr General, hat unsere Offerte zurückgewiesen, sie besteht also nicht mehr; das ist Ihnen wahrscheinlich nicht bekannt“, und als der Hauptmann polterte und sich nicht zufrieden geben wollte, fuhr der Bürgermeister fort: „Das war meine Ansicht; es wird sich nun das Plenum aussprechen. Zuerst: Herr Syndikus Stepf!“

„Jeder Contract besteht aus gegenseitigen Verpflichtungen“, erklärte dieser, „will der eine Teil die ihm zugewiesenen nicht übernehmen, so existieren auch für den anderen Teil die seinigen nicht mehr, der Vertrag ist hinfällig, hat überhaupt gar nie existiert.“

„Herr Consulent Merck!“ rief der Vorsitzende.

„Die Sache ist so einfach“, antwortete der Aufgerufene, „daß es hieße, an der Einsicht des Rates zweifeln, wollte ich noch ein Wort hinzufügen. Unser gestriges Anerbieten ist zurückgewiesen worden; soll dessenungeachtet etwas gegeben werden, so gehört dazu ein ganz neuer Beschluß.“

Damit waren bei namentlicher Abstimmung Alle einverstanden, und als die Frage aufgeworfen wurde: „Soll eine neue Summe bewilligt werden?“ rief Ernst Segnitz voll Eifer aus: „Nicht einen einzigen Heller bewillige ich.“

„Der Reihe nach!“ mahnte Cramer. „Erst kommen die Bürgermeister, dann die Schöffen und nachher die Se-

natoren"; aber das Resultat der Abstimmung war bereits entschieden, — Alle, ohne Ausnahme, riefen ein kräftiges „Nein", und als der Adjutant sich erlaubte, zu widersprechen und zu drohen, sprach der Regierende: „Bürgermeister und Rat der Freien Stadt Schweinfurt haben Amt und Befugnis von Kaiser und Reich; will ein General daran rütteln, so sind wir nicht um Schutz verlegen, und wie der Herr Syndikus Stepf nach Mergentheim zu dem General Vaillant gefahren ist und unsere Sache in zufriedenstellender Weise erledigt hat, ebenso leicht reist er nach Wien, an das Hoflager Kaiserlicher Majestät."

Ohne Zögern erhob sich Stepf und erklärte: „Ich bin jede Stunde bereit, abzureisen."

Das war mehr, als Luxem vertragen konnte; der Hohn, welcher in der Erinnerung an Vaillant lag, und die Drohung Stepf's brachten ihn völlig außer Fassung; zornig ging er weg und grollte: „Diese Schweinfurter! Diese Maulesel! Und wenn der Erzengel Gabriel leibhaftig vom Himmel herunterkäme, er würde nicht mit ihnen fertig. — Der General bleibt hübsch zu Hause, aber ich muß die Redensarten mit anhören." Auf den Bericht seines Adjutanten hin geriet Simbschen in Wut. „Bei meiner Ehre", rief er, „ich lehre sie beten und zu Kreuz kriechen! Sie wollen mir nicht die Löhnung geben für unsere Truppen? Gut, meine Soldaten werden sie sich selber holen." Und er befahl: „Jedes Mitglied des Rates, vom regierenden Bürgermeister an bis zum jüngsten Achterherrn, erhält einen trierischen Jäger zur Strafeinquartierung; der Mann ist vollauf zu verpflegen und zu beköstigen, hat bei dem Mittagessen Wein zu beanspruchen, und neben seinen Teller müssen ihm am ersten Tage Ein, am zweiten Tage 2 und vom dritten an jedesmal 8 Gulden gelegt werden; was an Kost, oder barem Geld fehlt, ist der Mann berechtigt, mit Gewalt selbst zu nehmen."

Das waren barbarische Verfügungen von geradezu unberechenbarer Tragweite; acht Gulden waren eine Summe, die auch mit dem besten Willen nicht Jeder täglich aufbringen konnte; das Aergste und Gefährlichste aber

bestand darin, daß den Soldaten indirect angedeutet wurde: „Fordert! Verlangt! Und wenn sie euch nicht geben, dann schlagt zu!“ Brutalität und Gewaltthat waren empfohlen worden, und wenn sich die Bürger wehrten, wenn Plünderung, Mord und Totschlag an die Reihe kamen, — wer konnte sagen, was daraus noch entstand? Simbschen triumphierte, denn er hatte einen Trumpf ausgespielt, der nicht überboten werden konnte, und ließ seine Anordnungen mit einer Schnelligkeit ausführen, durch welche die meisten der Betroffenen in die äußerste Verlegenheit gebracht wurden: der Befehl ward durch den Ausrufer bekannt gemacht, und eine Viertelstunde später erschien bei jedem Ratsherrn ein trierischer Jäger mit Sack und Pack und meldete sich zum Mittagessen. Die Aufregung in der Stadt war grenzenlos, denn Niemand war auf Derartiges vorbereitet; für die Einquartierung war weder gekocht, noch eine Schlafstelle hergerichtet, es gab ein Rennen und Laufen, ein Holen, Räumen, Ordnen, — die Hausfrauen waren in Verzweiflung, und doch kam es anders, als der Herr General-Feldmarschallieutenant gedacht.

Die Executionsmannschaft hatte bei Entgegennahme des Befehles sehr wohl verstanden, wie es gemeint war, und daß den Bürgern das Leben sauer gemacht werden sollte, aber wo ein Trierer eintrat, ward er von dem Hausherrn freundlich begrüßt, willkommen geheißen; man bot ihm, was irgend möglich war, und fügte hinzu: „Wenn nicht alles nach Wunsch ist und hier und da etwas mangelt, so ist das die Folge davon, daß uns keine Zeit gelassen wurde, uns vorzubereiten; es soll aber noch so geordnet werden, daß Jedermann zufrieden ist.“ Darauf erwiderten dann die Jäger: „Es thut uns selbst leid, daß wir so plötzlich in's Quartier gefallen sind, aber dem Befehle muß gehorcht werden. Stören Sie sich nur nicht, wir sind mit Allem zufrieden; solange Brod im Hause ist, werden wir satt; Wein haben wir auch daheim nicht alle Tage, und das Geld nehmen wir nicht; wir sind brave Soldaten, aber keine Blutsauger.“ Es kam auch vor, daß ein Jäger nur seinen Tornister ab-

legte, sich aber sogleich wieder empfahl und für sein eigenes Geld in einem Speishause zu Mittag aß; in der kürzesten Zeit entwickelte sich zwischen den Familien der Ratsherren und den Trierern ein ganz gutes, ja, behagliches Verhältnis, und als am Abend die Mitglieder der „Bürgerstube" wieder im ‚Raben' saßen, waren alle einstimmig im Lobe der Einquartierung und auch darin, daß man sich nicht wolle beugen lassen.

„Uebrigens", bemerkte Kaspar Cramer, „wenn es da oder dort anders geht und Einer die Last nicht tragen kann, sind mir Mittel zur Verfügung gestellt, die Ausgaben vollständig zu ersetzen; auf morgen Vormittag habe ich zur Ratssitzung eingeladen, denn es muß auf das Zwangsverfahren Simbschen's Beschluß gefaßt werden."

„Auch mir", fügte Jakob Stößel bei, „hat einer unserer reichen Mitbürger gesagt, daß er bereit sei, die Strafgelder zu bezahlen, wenn sie Einem schwer fielen. Darum heißt es: Festgestanden und nicht nachgegeben!"

Die Schelle draußen ließ sich vernehmen, — die Zimmerthüre ging auf, — der Baron von Simbschen erschien. Alle erhoben sich von ihren Sitzen, grüßten ihn ehrfurchtsvoll, Keller zündete sogleich noch ein weiteres Licht an, und als der General sich gesetzt hatte und wünschte, man möge nur in der Unterhaltung fortfahren, nahm zuerst Georg Schuler das Wort und fragte: „Haben Sie nicht solche Dinge auch schon gehört, Herr General? In dem Dorfe Zell, anderthalb Stunden von hier, soll ein Kalb geboren worden sein, welches nur vier Beine, einen Schwanz, aber zwei Köpfe hat; es gibt doch Mißgeburten genug bei Menschen und bei Tieren. Nun meint der Herr Krauß, das sei Alles erlogen und nicht wahr."

„Gehört habe ich solcherlei auch schon", sprach Simbschen, „gesehen aber nicht; es kommen mancherlei Spiele der Natur vor."

„Gewiß! Gewiß!" rief Schuler, „die unbegreiflichsten Gestaltungen habe ich schon gehört; ich interessiere mich für solche Dinge."

„Sag' einmal, Georg", fing Thomas Fichtel in be-

dächtigem Tone an, „hast du auch schon von einem Kalbe gehört, das zwei Leiber und gar keinen Kopf hatte?“

Ein schallendes Gelächter lohnte den drolligen Einfall des Redners, und der Baron lachte aus Herzensgrund mit; als sich aber das Gespräche der Stallfütterung und der Eichelmast zuwandte und ganz und gar in der Landwirtschaft aufzugehen schien, rief er: „Um Gottes willen sprechen Sie jetzt einmal etwas Anderes! Bei meiner armen Seele, das Schweinfurt ist ein rechtes Nest.“

„Es ist gewiß ein bescheidenes Städtchen“, ließ sich Archidiakonus Voit vernehmen, „und kann sich an Größe und Ruhm nicht vergleichen mit der kaiserlichen Residenz Wien, was aber Bildung und Fortschritt betrifft, so sind wir nicht ganz zurückgeblieben; die Tortur z. B. haben wir vor fünfzig Jahren abgeschafft, Oesterreich erst ein Vierteljahrhundert später, — bekanntlich 1776.“ Solid wissenschaftlich gebildet, mit einem reichen Schatze von Kenntnissen ausgerüstet, war Voit ganz der Mann dazu, einen Helden, dessen Stärke nur auf Faust und Säbel beruhte, in seine Schranken zu weisen; Simbschen fühlte die Ueberlegenheit des Gegners, der ihm durch das spöttische „bekanntlich 1776“ impertinent deutlich erklärt hatte: „Mit mir lasse dich nicht ein! Ich kenne die Dinge“. Aller Augen richteten sich auf den General, der Archidiakonus aber fuhr ruhig in seinem salbungsvollen Tone fort: „Im Jahre 37 ist zum letzten Male bei uns ein armer Sünder hingerichtet worden, das sind nun 63 Jahre her; Anno 48 haben wir die Todesstrafe durch Ratsbeschluß förmlich abgeschafft, — in Oesterreich besteht sie heute noch. — Seit 1543 haben wir eine Buchdruckerei, seit 1582 ein Gymnasium, und die berühmte Leopoldinische Akademie der Naturwissenschaften wurde, wie Jedermann weiß, im Jahre 1670 in dem „Nest“ Schweinfurt gestiftet.“

„Hätte ich mein Maul gehalten!“ dachte der Baron still für sich, Voit aber sprach unerbittlich weiter: „Seit mehr als zwanzig Jahren haben wir hier eine Lesegesellschaft, organisiert und geleitet von dem Hofrate Pollich; sie besteht aus mehr als 100 Mitgliedern, und

die Werke Lessing's, Wieland's, Klopstock's, Herder's sind ihnen wohlbekannt; unsere Ratsbibliothek, namentlich reich an historischen Werken, ist wöchentlich zweimal geöffnet und wird fleißig benutzt. Da fällt mir gerade ein: Wir besitzen auch eine Pergamenthandschrift des Sachsenspiegels, und es wäre Eurer Excellenz gewiß sehr interessant, dieses juridische Meisterwerk des dreizehnten Jahrhunderts zu beaugenscheinigen."

„Will dieser Mensch gar nicht schweigen?" grollte es im Herzen des Generals. Er wußte nicht, daß der Sachsenspiegel eine Gesetzsammlung war; er dachte nur an einen Spiegel, in den man schaute, wenn der Schnurrbart gewichst wurde; überhaupt war ihm Voit viel zu gelehrt; dem Gespräche mußte durchaus eine andere Richtung gegeben werden. „Ich glaube denn doch", warf er geringschätzig hin, „daß die antiken Spiegel, Sessel, Schemel und sonstigen Möbel aller Art, welche ich in der kaiserlichen Hofburg zu Wien gesehen, den paar Kleinigkeiten, die Sie hier haben können, die Wage halten. Solcherlei ist auch Nebensache; mir ist der Hauptpunkt der, daß die Schweinfurter engherzig sind: sie wollen Nichts bezahlen, Nichts auf den Altar des Vaterlandes legen; sie verweigern mir die Löhnung für meine Truppen."

„Halten zu Gnaden", nahm der fatale Voit wieder das Wort, „die Bürgerschaft hat schon viel, sehr viel geopfert, allein sie macht einen Unterschied zwischen dem Altare des Vaterlandes und der Kriegskasse eines Generals und hütet sich, diese Beiden miteinander zu verwechseln."

„Ich höre hier nichts als jammern und klagen über Not und Drangsal", fuhr Simbschen fort, „und finde doch, daß sich's die Schweinfurter noch recht gut schmecken lassen und nicht im Entferntesten Hunger zu leiden brauchen."

Es war, als habe sich der Archidiakonus vorgenommen, die heutige Schlacht ganz allein auszufechten; er ließ keinen Anderen zu Wort kommen, sondern entgegnete ohne Besinnen: „Namenlos haben wir ausgehalten durch Requisitionen, Einquartierungen und Verpflegungen, Kriegs-

steuern, feindliche Einfälle, Brandschatzung und Plünderung, durch Verwüstung unserer Felder und Weinberge! Geradezu Hunger gelitten haben wir noch nicht — dem Herrn sei Dank! — unsere Häuser sind noch nicht zusammengeschossen, noch keine Aschenhaufen; wir haben noch einen Rock auf dem Leibe, können immer noch ein Stück Braten essen und ein Glas Wein trinken; sind noch keine ausgemergelten Gerippe und haben noch nicht die langsame Auszehrung; sind noch nicht genötigt gewesen, unsere Gold- und Silbersachen einschmelzen zu lassen. In Gottes Wort habe ich aber auch nicht gefunden, daß die Bestimmung des Menschen sei, zu entbehren und zu leiden, wie es z. B. das natürliche Los des Schafes ist, sich scheren und zuletzt die Haut abziehen zu lassen.“ Im Kanzeltone hatte Voit begonnen, war aber nach und nach doch einigermaßen lebhafter geworden; seine Mitbürger bewunderten ihn, wie er mit Worten den General höhnte und züchtigte; dieser aber machte ein grimmiges Gesicht und sprach mit starker Betonung: „Wissen Sie auch, Herr Pfarrer, daß Sie gar nicht in dem Tone sprechen, welcher einem Unterthanen geziemt?“

Nicht einen Moment zauderte der Angeredete, sondern erwiderte mit einer artigen Verbeugung sofort: „Das werden Eure Excellenz begreiflich finden, wenn Dieselben geneigtest bedenken wollen, daß wir auch keine Unterthanen sind. Wir Schweinfurter sind Freireichsstädter, unabhängige Bürger, und kein Mensch auf Gottes weiter Erde kann uns nach seinem Belieben befehlen; wir verehren Kaiserliche Majestät und unseren Rat, beugen uns gerne vor Beiden, — nach Laune commandieren kann uns weder dieser noch jene; wir stützen uns allezeit auf Gesetz und Recht.“

Es war gut, daß der Bürgermeister fragte, ob Senator Sixt plötzlich krank geworden sei; er habe versprochen, in den ‚Raben‘ zu kommen, sei nun aber doch nicht da; der Unterhaltung mußte eine Wendung gegeben werden. Nicht mehr lange blieb Simbschen, und während er seiner Wohnung zuschritt, dachte er: „Hochverrat

spinnen sie nicht, aber starrköpfig sind sie; in den feinsten Formen der Höflichkeit sind sie doch so grob, wie Bohnenstroh. Wäre ich nur draußen aus dem impertinenten Neste! Ich wünsche, ich würde morgen abcommandiert."

Zu Hause erzählte ihm sein Adjutant als Allerneuestes, daß sich die Bürger vortrefflich mit den Executionstruppen vertrügen, auf dem besten Fuße mit ihnen stünden. „Ich war selbst in einigen Quartieren", berichtete er, „um nachzuhelfen, wo es nicht recht gehe —: in der Oberengasse finde ich einen Jäger an der Wiege sitzen und singen und ein Kind in Schlaf schaukeln. Was sagen Sie dazu?"

„Mit der heimlichen Stube im ‚Raben' ist's auch Nichts", brummte der General, „da denken sie nur an Vieh und Futter, — die Maulesel! die — die — Schweinfurter!"

Thränen am Hochzeitstage.

Andern Morgens versammelte sich der ganze Senat wieder auf dem Rathause; es war Sonntag, die Andächtigen wallten familienweise zur Kirche, aber die Väter der Stadt hielten eine sehr ernste Sitzung, denn es galt, Stellung zu nehmen gegenüber dem unerhörten Auftreten des Generals. Dieser selbst spazierte in lebhafter Erregung durch die Straßen der Stadt hin und her und fragte sich: Wie wird es weiter gehen? Seine Jäger waren freilich den Ratsherren in's Haus gelegt worden, mußten gefüttert werden und erhielten überdies ein Jeder heute drei und von morgen an acht Gulden täglich, aber moralisch war der General in seinem Kampfe gegen die Bürger stets unterlegen; jeder Angriff war ein Schlag in's Wasser gewesen. In solchen Gedanken über den Markt schlendernd, erblickte Simbschen den Ratsherrn

Sixt, welcher soeben zur Sitzung eilte. „Heda! Herr Sixt!“ rief er (denn er war durch eine Verhandlung mit dem Manne schon vor zwei Tagen bekannt geworden), „Sie gehen zur Session? Sagen Sie mir doch, warum in aller Welt ist der Rat so halsstarrig? Ich verlange ja doch Nichts für mich. Es handelt sich nur um die Löhnung der trierischen Jäger; bei dem unerwartet schnellen Aufbruche konnte das Geld nicht mehr gefaßt werden; ich wünsche also ein Darlehen von tausend Gulden, das auf meine Anweisung hin bei der Kreisoperationskasse den Schweinfurtern gut geschrieben werden soll; und wenn das irgend Schwierigkeiten hätte, so verpflichte ich mich, das Geld aus meiner Tasche zurückzubezahlen. Sagen Sie das dem Rate! Ich bin nicht ein Mann, der die Bürger schinden will. Also, haben Sie mich verstanden: Nur ein Darlehen.“

Das war eine Tonart, in welcher Simbschen noch nie gesungen hatte, und um seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu geben, zeigte er sogleich auch die Kehrseite, indem er hinzufügte: „Sind die Herren aber widerspenstig, so lasse ich sie allesammt, vom Ersten bis zum Letzten, in Ketten und Eisen legen und geschlossen zu Fuß nach Böhmen transportieren. Das schwöre ich bei meiner armen Seele. Ich bin nicht umsonst Feldmarschall.“

Mit einem so ruhigen Tone, als wäre ihm irgend eine gleichgültige historische Bemerkung gemacht worden, entgegnete Sixt: „Solche Dinge kennen wir. Im August 96 transportierten die Franzosen acht Bürger als Geisel nach Givet, die erst nach elf Monaten von dort zurückkamen; werden nun andere nach Böhmen geschleppt, so muß es sehr interessant sein, wenn diese und jene später beisammen sitzen und sich ihre Erlebnisse und Abenteuer erzählen, — namentlich, wie sie im fremden Lande behandelt wurden. Die Franzosen benahmen sich sehr anständig und nobel gegen die Internierten.“

„Nun“, unterbrach ihn Simbschen, der den Streich fühlte, „ich denke, der Rat wird vernünftig sein und mich nicht zum Aeußersten zwingen. Also, richten Sie es aus! Guten Morgen, Herr Sixt.“ —

Und wie ging es in der Sitzung? Nach Eröffnung derselben erklärte der Weißgerber Jakob Stößel: „Mir sind hundert Gulden eingehändigt worden; wem es unbequem ist, seinem Jäger drei Gulden neben den Teller zu legen, der kann das Geld sofort bei mir in Empfang nehmen.“ — „Bei mir desgleichen“, fügte Kaspar Cramer bei. Ueber die Sache selbst bestand keine Meinungsverschiedenheit; die Herren dachten heute gerade so, wie gestern, und als nun Sixt seinen Auftrag ausrichtete und auch vermeldete, der General sei bereit, das Geld, wenn nötig, aus seiner Tasche zurückzubezahlen, fragte Ernst Segnitz mit Lachen: „Wer von uns kann ihm denn nachlaufen?“ Ganz anders hingegen lagen die Dinge, wenn das Geld auf Rechnung der Kreiskasse vorgeschossen ward, und ohne Widerspruch von irgend einer Seite zu finden, ward beschlossen, tausend Gulden vorzuschießen, wenn die Kreissteuerkasse, d. h. der General v. Eckart in Nürnberg, die betreffende Quittung als bare Einzahlung acceptiere; und als Simbschen die Resolution vernahm, machte er den Liebenswürdigen und zog seine Execution sogleich, noch vor dem Mittagessen, zurück; die bisherigen Quartiergeber hingegen sprachen: „Gekocht ist bereits auch für Sie; essen Sie nur noch mit.“ Kein Einziger der trierischen Jäger nahm aber einen Pfennig von Geld an, und alle entschuldigten sich, daß sie als Dränger und Presser in's Haus gekommen, — die militärische Subordination ließ ihnen keine Wahl. —

Der Hauptgottesdienst war zu Ende, und seelenvergnügt, daß der Rat so willfährig gewesen, spazierte der Herr Feldmarschall-Lieutenant auf dem Marktplatze hin und her. Da nahte sich auf einmal ein Hochzeitszug und schritt der Johanniskirche zu; es war Kathi Werner mit ihrem Verlobten, die sich jetzt den Segen der Religion holen wollte. Ihr Fritz, von Profession ein Schreiner, hatte vor einigen Wochen sein Meisterstück gemacht, das von den Geschworenen nicht nur als befriedigend anerkannt, sondern als ausgezeichnet gerühmt worden war; er stand bereits in der „Meistertafel des ehrsamen Schreinerhandwerks“, war Bürger der Stadt Schwein-

furt, zu vollem Glück fehlte ihm nur noch seine Kathi, und diese ließ er sich jetzt antrauen.

Simbschen trat näher, betrachtete den Zug und das junge Paar, — wie erstaunte er, als er in der holden, glückseligen Braut das liebliche Mädchen erkannte, welches ihm vor ein paar Tagen am ‚Raben‘ den Staub von den Kleidern gewischt! Die Augen der Verlobten strahlten Glück, die Wangen glühten im Gefühl der Wonne, reizend stand ihr der Brautkranz. „Ha, du hast Hochzeit?“ sprach der General. „Glaub's wohl, daß dir es nicht an Freiern fehlte; du hättest noch hundert gefunden. — Hier, mein Kind“, fuhr er fort, indem er seine Börse hervornahm und der Staunenden ein Goldstück reichte, „kaufe dir etwas, das dir Freude macht. Und du“, wandte er sich an den Bräutigam, „daß du deine Frau gut hältst, das sage ich dir! Sie ist ein Engel.“

Dann trat er wieder zurück, der Zug schritt weiter, — von allem, was der General gesagt, hatten Braut und Bräutigam auch nicht das Geringste begriffen. Wie kam der Mann dazu, der kleinen Kathi Werner, mit der er noch nie zusammengetroffen war, die noch nie mit ihm gesprochen, ein Geschenk zu machen? Er kannte sie doch nicht! Im Uebermaße ihrer Seligkeit grübelte die Glückliche nicht; die ganze Welt lag ihr in rosigem Schimmer, sie freute sich des Goldstücks wie jedes sonstigen Beweises von Teilnahme, machte sich aber keine Sorge um die Bedeutung desselben. Ganz anders fühlte der Bräutigam; in seinem Kopfe jagten sich wilde Gedanken, sein Herz pochte stürmisch; fast bewußtlos sprach er vor dem Altare sein Ja; nur mechanisch legte er Hand in Hand, und als die Beiden nach der kirchlichen Ceremonie zu Hause angekommen, in ihr gemeinsames Heim eingetreten waren, und Kathi voll hingebender Liebe ihrem Manne liebkosend um den Hals fiel, wandte sich dieser ab und erwiderte ihre Zärtlichkeit nicht.

Gretchen Werner war den Morgen da gewesen, hatte für ein Festtagsessen gesorgt, eilte jetzt zu ihrer Herrschaft zurück, und das neue Paar setzte sich zum Hochzeitsmahle; nach dem Essen trat dann der Meister in

seine Werkstätte, machte sich an die Arbeit, die junge Frau spülte Teller und Schüsseln und hatte im Hauswesen auch hinreichend zu thun, — so war es jener Zeit Brauch.

Freudig langte Kathi bei Tische zu und wollte sich's recht gut schmecken lassen, aber Fritz war verstimmt, legte den Löffel bald wieder aus der Hand, und als ihn sein Weibchen besorgt fragte: „Fehlt dir etwas? du siehst so traurig aus", antwortete er mißmutig: „Laß mich in Ruhe." — Was sollte das sein? „Habe ich dir etwas zu Leide gethan?" — Keine Antwort. -- „Bist du mir böse, Fritz?" — Wieder keine. — Jetzt fing Kathi an, bitterlich zu weinen; sie hatte ihren Mann so unendlich lieb, und er — würdigte sie nicht einmal eines Wortes. Hin und her besann sie sich, wie und womit sie ihn sollte gekränkt haben, sie war sich keines Unrechts bewußt. Indem sie so Alles überdachte, fiel ihr das Goldstück des Generals ein, welches aber selbstverständlich für sie keine andere Bedeutung hatte, als etwa das Dutzend zinnerner Löffel, welches sie von ihrer bisherigen Herrschaft zur Aussteuer erhalten, oder als der Waschzuber, den ihr die Schwester geschenkt; ohne einen besonderen Gedanken damit zu verbinden, langte sie in ihre Tasche, holte das Geld heraus, legte es ihrem Manne neben den Teller und sagte schluchzend dazu: „Hier ist auch das Goldstück." Sie gab es ihm, als dem Haupte der Familie, er aber schleuderte es in die Ecke des Zimmers und rief wild: „Behalte dein Sündengeld!"

Was war das? Entsetzt blickte Kathi auf, war aber in ihrer Harmlosigkeit, in ihrem reinen, kindlichen Sinne himmelweit davon entfernt, die Gedanken ihres Mannes zu erfassen; sie starrte ihn an, fragte ängstlich: „Um Gottes willen, was hast du denn?" als er aber schrie: „Gehe zu deinem General, du „Engel"!" da war es ihr, als habe Fritz den Verstand verloren, und je mehr sie sich Mühe gab, den Erzürnten zu beruhigen, desto wilder wurde er. „So geht's uns ehrlichen Männern! Bildet sich Einer ein, er bekäme ein rechtschaffenes, unschuldiges Mädchen zur Frau, hängt sein Herz an sie, gibt ihr seinen makellosen Namen: auf einmal entdeckt er, daß die

Jungfer Umgang mit Soldaten hat, und auf offener Straße wird ihr das Geld in die Hand gedrückt. So ist das verfluchte Weibsvolk! Eine wie die Andere, Keine ein Haar besser!"

Jetzt erst begannen der armen Kathi die furchtbaren Gedanken ihres Mannes klar zu werden. „Fritz! Fritz!" rief sie entsetzt und starrte ihn verzweifelnd an. „Um der Wunden Jesu willen bitte ich dich, sprich nichts so Sündhaftes. Wie kannst du solche Dinge sagen und deine eigene Frau so beschimpfen!"

„O, ja! Sie ist gar brav, die eigene Frau", höhnte Fritz. „Sag' einmal, du rechtschaffene Person, wofür hat dir denn der General das Goldstück gegeben? — Nun? Antwort will ich haben! Heraus mit der Sprache! Jetzt beichte!"

„Wofür?" kam es zitternd über Kathi's Lippen. „Er hat es uns geschenkt."

„Geschenkt? Dieser Simbschen? Das sieht ihm gerade ähnlich", erwiderte Fritz, tief gekränkt und im Gefühle schwersten Unglücks. „Bezahlt hat er dich! Du bist sein „Engel". Für nichts und wieder nichts gibt Niemand Geld aus, aber geleistete Dienste werden belohnt. O, hätte ich dich nie gesehen!" Damit stand er auf, trat an's Fenster und kehrte seiner Frau den Rücken zu. Schüchtern nahte sich diese und begann: „Fritz, was denkst du von mir? Für wen hältst du mich? Ich schwöre dir bei Gott, dem Allmächtigen, daß ich den General nie gesprochen habe, und daß er mich nicht kennt."

„Lügnerin! Schlange!" schrie Fritz sie an. „Gehe mir aus den Augen!" —

In Schweinfurt herrschte von alten Zeiten her große Sittenstrenge; Leichtfertigkeit, unsolides Wesen, Befriedigung ungezügelter Lust fanden hier keinen Boden, und Ausschweifungen, deren Folgen anderwärts nur allzu oft sichtbar wurden, gehörten hier zu den Seltenheiten. Niemand wollte sich über seinen Stand erheben und Anderen gegenüber vornehmer oder etwas Höheres sein, als er wirklich war. Kleiderordnungen und Luxusverbote hielten Jeden in angemessenen Schranken; Dauer und Wiederkehr

von Festlichkeiten wurden von oben her geregelt; Sonntags war keine Tanzmusik erlaubt; ledige Leute mußten nach der Betglocke zu Hause sein: — so war es von altersher, aber seit sieben Jahren war manches anders geworden. Die Durchmärsche, Einquartierungen, Paraden, militärischen Festlichkeiten und die Frivolitäten der Kriegsknechte, hoch und niedrig, hatten die Sitten verschlechtert und die Einfachheit und Solidität arg gefährdet; statt zu arbeiten, wurde zum Einzug oder zum Abmarsch der Truppen gelaufen; Gesellen, Lehrlinge und Dienstboten ließen es sich nicht mehr wehren, abends auf den Straßen umherzuziehen; den Mägden war ein stämmiger Cürassier oder ein schmucker Husar lieber als die beste Herrschaft, und selbst manche Bürgerstöchter waren vernarrt in die bunten Röcke, blinkenden Helme, blanken Waffen und mutwilligen Krieger. Der biedere Hausvater schlug die Hände zusammen; die Seelsorger predigten von den Kanzeln gegen die Zuchtlosigkeit; der Senat faßte Beschlüsse, ließ Verordnungen an die Straßenecken anschlagen, — allein er war nicht Herr im eigenen Hause; wer konnte eine Nachtschwärmerin abfassen, wenn sie sich einer zahlreichen militärischen Begleitung erfreute? Ordnung und Sitte konnten erst wieder erstehen, wenn das Kriegsvolk verschwunden war auf Nimmerwiedersehen.

Fritzens Verzweiflung war also wohl zu begreifen; er glaubte, seine Frau, die er für ein kindlich reines Wesen gehalten, sei nicht besser, als die Mehrzahl der anderen Dienstmägde; und er hätte rasen mögen bei dem Gedanken, daß er betrogen sei. Aber es lag nur zu klar am Tage: der Offizier kannte sie, schenkte ihr ein Goldstück und nannte sie einen Engel! —

Als Gretchen Werner nach dem Mittagessen die nötigen Hausarbeiten besorgt hatte, eilte sie zu der lieben Schwester, um sich mit ihr des neuen Eheglückes zu freuen, — doch was fand sie? Weinend, die Hände ringend, kniete Kathi in der Küche; mit einem Schmerzensschrei sprang sie auf, fiel der Eintretenden um den Hals und schluchzte: „O Gott! O Gott, wie unglücklich! Fritz hat mich verstoßen, will Nichts mehr von mir

wissen; ich sei eine Schlange, solle ihm aus den Augen gehen. Er hat mich weggejagt."

Gretchen entsetzte sich, konnte aber aus ihrer Schwester abgerissenen, unverständlichen Reden nicht klug werden; mit Furcht und Herzklopfen trat sie in die Stube und fragte schüchtern: „Was ist denn geschehen, Fritz? Kathi kniet in der Küche und weint jämmerlich."

„Die Soldatenjungfer kann dir es besser sagen als ich", antwortete er trotzig, schritt zornig im Zimmer auf und ab und that, als sei sie nicht mehr vorhanden. Ratlos faltete Gretchen die Hände, setzte sich an das Fenster und überlegte, was da zu thun sei. Unmöglich konnte sie die unglückliche Schwester verlassen, aber wie ihr zu helfen war, das wußte sie nicht. In Hangen und Bangen war über eine Viertelstunde verstrichen, da klopfte es an der Thüre, und herein trat ihr Dienstherr, der Syndikus Stepf. „Guten Tag, Meister", sprach er freundlich, „ich will den heutigen Tag nicht vergehen lassen, ohne Euch einen Auftrag zu bringen. Ihr seid brav, geschickt und fleißig, seid jetzt auch Meister, — ein Bürger muß den anderen unterstützen, ich habe Arbeit für Euch. Schon lange wünscht meine Frau einen Tritt an das Fenster, daß sie ihren Stuhl darauf stellen und bequemer hinaussehen kann; den sollt Ihr machen. Ich habe absichtlich bis heute mit der Bestellung gewartet, damit Euch am Hochzeitstage Arbeit in's Haus kommt."

Gretchen ging in die Küche zur Schwester, Herr Stepf aber fragte, nachdem das Geschäft erledigt war, den jungen Mann, was es zu bedeuten habe, daß sein Weibchen in der Küche kniee und weine und schluchze, und Fritz bekannte verlegen, was ihm centnerschwer auf dem Herzen lag. Aufmerksam hatte der Syndikus zugehört, einige Male zweifelnd den Kopf geschüttelt, dann sprach er ruhig und ernst: „Ich hätte meiner Seele Seligkeit verwettet, daß die beiden Mädchen gut und durchaus ehrbar sind, und kann mir noch nicht denken, daß es anders sein soll. Die Sache muß aufgeklärt werden." Ohne Weiteres holte er die Schwestern herein, und nun wurde die ganze Angelegenheit erörtert, ohne jedoch ein

befriedigendes Resultat zu liefern; Kathi blieb dabei: „Ich kenne ihn nicht“, wie aber der General dazu kommen solle, ihr ein Goldstück zu verehren und sie ihrem Manne als Engel an's Herz zu legen, das wußte Stepf auch nicht zu erklären. Es entstand eine peinliche, lang andauernde Pause, welche Gretchen endlich mit den Worten unterbrach: „Von den fremden Soldaten kommt lauter Unglück; vorgestern haben sie mich arretiert.“ Und um nur die bedrückende Stille nicht wieder aufkommen zu lassen, erzählte sie ausführlich, was ihr am Freitag Nachmittag passiert, und daß sie beschuldigt worden sei, dem Hauptmann Luxem in's Ohr geschrieen zu haben: „Vive la liberté!“

„Das habe ich gethan“, erklärte Kathi beschämt unter Thränen; aber doch glitt ein leichtes Lächeln über ihr Gesicht, denn sie freute sich auch jetzt noch ihres Mutwillens.

„Wie bist du denn der Löwengrube wieder entronnen?“ fragte Herr Stepf, und als nun Gretchen erzählte, wie es dem General den Staub abgeklopft, wie dieser freundlich gewesen und dann am Nachmittage den Hauptmann angeschnauzt, ihr aber die Wangen gestreichelt und gesagt habe: „Du bist ein braves Kind; du stehst unter meinem Schutze“, da heiterte sich die Miene des Syndikus mit einem Male auf, seine Augen strahlten vor Freude, und er rief: „Da haben wir's ja, das Rätsel ist gelöst: So geht es, wenn Zwillingsschwestern einander zum Verwechseln ähnlich sehen: Luxem hat am Freitag Nachmittag Gretchen für Kathi und Simbschen heute Vormittag Kathi für Gretchen gehalten; die Arrestation galt der Kathi und der Dukaten dem Gretchen, Beides ist an die unrechte Person gekommen. Wer kann es aber auch einem Menschen übel nehmen, wenn er zwei solche Ebenbilder verwechselt; ich sehe auch nur, wer das Hochzeitskleid trägt und also die Meisterin ist. Jetzt ist Alles klar, und wir können recht von Herzen lachen, denn der General hat Der, die liberté geschrieen, ein Goldstück geschenkt und eine Lobrede gehalten.“

Das leuchtete ein, alle Blicke verklärten sich, glücklich schaute Fritz nach seiner kleinen Frau, und als sich

Stepf aufmunternd an ihn wandte mit den Worten: „Nun, Meister? Nun?“ und dabei auf Kathi deutete, zierte sich der junge Ehemann nicht, sondern fiel ihr freudig um den Hals und küßte sie herzhaft ab. Unter Thränen lachte das holde, reizende Weibchen und meinte dann, als es zu Wort kommen konnte: „Den Dukaten muß ich aber dem Gretchen geben, denn dem war er doch bestimmt.“ — „Nichts da!“ erklärte der Syndikus. „Das Geschenk galt Gretchen als Braut, da sie aber noch nicht so weit ist, bekommt sie auch Nichts, das Goldstück behaltet ihr, und wenn die Schwester nächstens Hochzeit macht, und Simbschen schenkt ihr keinen Dukaten, so erhält sie einen von mir, — zu kurz soll sie nicht kommen; sie bürstet mir ja alle Tage den Staub von den Kleidern. — Uebrigens wollen wir die Zwei jetzt allein lassen; also morgen zwischen 7 und 8 Uhr erwarte ich Euch, um den Tritt anzumessen. Adieu, Meister und Meisterin! Komm', Gretchen!“ —

„Eigentlich“, begann Fritz, als jene weggegangen waren, „ist die Sache doch nur aufgeklärt worden dadurch, daß deine Schwester erzählte, wie sie arretiert und durch den General entlassen worden war; hättest du nicht „Vive la liberté!“ geschrieen, so wäre die Wahrheit nicht an den Tag gekommen. Rufe doch noch einmal!“

„Ach, das kann ich ja nicht“, meinte Kathi. „Bist du mir denn wieder gut? Hast du mich auch lieb, und schickst du mich nicht fort?“ — „Wie kannst du nur fragen?“ antwortete Fritz. „Du bist ja mein Eins und mein Alles; verzeihe mir nur, daß ich dich gekränkt habe. Aber, siehe, ich habe dich so unendlich lieb, daß ich es nicht hätte ertragen können, wenn an dir ein Mangel gewesen wäre.“ Im Vollgenusse seines Glückes brachte das junge Paar den Nachmittag hin; er war fleißig, geschickt, anspruchslos und vor Allem ein biederer, ehrbarer Charakter, sie emsig, frisch und lebensfroh, heiteren, kindlich reinen Gemütes, — die Beiden mußten glücklich sein. Als es zum Abendbrode ging, holte Fritz einen Krug Wein aus dem Keller, füllte die neuen zinnernen Becher und sprach: „Nun wollen wir anstoßen auf viele,

viele Jahre Heil und Segen"; Kathi ergriff den ihrigen, hielt ihn hoch in die Höhe und jubelte in ihrem fröhlichen Mutwillen: „Vive la liberté!" Kaum war das Wort der Lippe entflohen, brachen Beide in ein schallendes Gelächter aus; dann aber stießen sie an, und Fritz rief: „Vivat meine Kathi!"

Der Abschied.

Montag Morgen zog Fritz, nachdem er bei dem Syndikus Stepf den Tritt angemessen, wieder seine Sonntagskleider an, marschierte in das Haus der Frau Dr. Lebküchner, ließ sich bei dem General-Feldmarschall-Lieutenant anmelden, und da er angab, er komme nur, um Dank auszusprechen, so wurde er auch vorgelassen.

„Herr Excellenz!" begann er seine Rede, „ich bin der junge Mann, welcher gestern copuliert wurde, und da der Herr General so huldvoll war, meiner kleinen Frau einen Dukaten zu schenken, so komme ich gütigst, um meinen Dank auszusprechen." Simbschen ließ ihn nicht weiter reden, sondern unterbrach ihn mit den Worten: „Ah, du bist Der, welcher sich das nette Kind ausgesucht hat? Halte mir deine Frau nur gut, denn solcher Art gibt es nicht viele. Sie ist doch wahrscheinlich keine Schweinfurterin?"

„Nein, Herr Excellenz, sie ist aus Sennfeld", erwiderte der junge Ehemann.

„Das konnte ich mir denken", lachte der General, „Derartige gibt es hier nicht. Sei froh, daß du keine Schweinfurterin bekommen hast, mit der wärest du nicht fertig geworden. Sage ihr einen Gruß von mir." Dabei nickte der Herr mit dem Kopfe, was ungefähr bedeutete: „Du kannst gehen." Fritz verstand das jedoch nicht und ergriff wieder das Wort: „Ich bin auch Schreinermeister

und wollte den Herrn Excellenz gnädigst bitten, wenn für die Militärverwaltung Schreinerarbeiten zu machen sind, sie allerunterthänigst uns zuzuweisen; ich werde jede Arbeit gut und dauerhaft machen, daß der Herr General Ehre damit einlegt."

„Das trifft sich gerade recht", entgegnete Simbschen, „komme mit in das Vorzimmer zu meinem Adjutanten, es ist mancherlei zu machen." —

Seelenvergnügt kam Fritz nach Hause. „Was denkst du, Kathi, wo ich gewesen bin?" fragte er mit Lachen. „Bei deinem guten Freunde, dem Herrn General! Weil du seinem Adjutanten so schön in's Ohr geschrieen hast, hat er mir für acht bis zehn Tage Arbeit übertragen; und das ist gute Arbeit, die wird gleich bezahlt. Da wird Nichts auf Borg geliefert. „Hier die Arbeit, hier das Geld!" heißt's da. Den Tritt für den Syndikus Stepf muß ich jetzt schon über Feierabend machen. Siehst du, solches Glück haben wir! Und Alles verdanken wir der liberté." Ganz so, wie Fritz gedacht, kam es nicht, aber doch nicht schlimmer; Simbschen reiste plötzlich ab, die von ihm bestellte Arbeit konnte erst seinem Nachfolger im Obercommando übergeben werden; allein da dieser zufrieden war, empfahl er den jungen Meister weiter, und dieser hatte noch vier Monate lang Aufträge für die Militärverwaltung und wurde dadurch bei seinen Mitbürgern genannt und bekannt, — das Geschäft dehnte sich aus, und im Verlaufe der Zeit kam die Familie zu erfreulichem Wohlstande. —

An jenem Montag, dem 8. September des Jahres 1800, jagte zwischen 10 und 11 Uhr auf schäumendem Rosse ein Ordonnanzreiter in die Stadt, ließ sich sofort zu dem Obercommandanten bringen, überreichte eine versiegelte Ordre, — eine halbe Stunde später wirbelte Trommelschlag durch alle Gassen, Trompeten schmetterten, die ganze Garnison ward alarmiert, denn Simbschen hatte die Weisung erhalten, mit den Husaren und den trierischen Jägern sofort nach Bamberg abzurücken. Alles Militär mußte auf dem Marktplatz antreten, die Verfügung ward bekannt gegeben, der Oberbefehl über die

Zurückbleibenden dem im Range Nächststehenden übertragen und der Abmarsch auf Punkt 3 Uhr festgesetzt.

Durch die Gewißheit, daß der Dränger noch heute die Stadt verlassen müsse, wurde Alt und Jung in die lebhafteste, freudigste Erregung versetzt; mit Blitzesschnelle ward die Kunde von Haus zu Haus getragen; Bekannte riefen die frohe Botschaft einander auf der Straße zu; alle Brutalitäten des Gewaltigen wurden an den Fingern aufgezählt — von seinem Einzuge an, da er die Herren v. Berg und Merck so schnöde behandelt, bis zu seiner letzten Bedrückung durch die Executions-Einquartierung; Simbschen war nur fünf Tage in Schweinfurt, aber er hatte sich so verhaßt gemacht, wie Keiner vor ihm. Ohne Säumen versammelte der regierende Bürgermeister den ganzen Rat, und es ward beschlossen, jeder Einzelne solle in seinem Kreise mit allen Kräften dahin wirken, daß der Gefürchtete nicht gereizt werde; kamen Gewaltthaten vor, wer konnte sie ungeschehen machen?

Die älteren, überlegenden und berechnenden Bürger sahen das recht gut ein und verhielten sich durchaus ruhig, aber die jungen Leute konnten es sich nicht versagen, ihrem Gefühle Ausdruck zu geben; truppweise erschienen sie vor dem Hause der Frau Dr. Lebküchner und schrieen: „Vivat! Vivat hoch!“ daß die Fenster zitterten. Darauf kamen etwa vierzig Burschen, je vier und vier, Arm in Arm, stampfend im Taktschritt heranmarschiert und sangen:

„Heut' noch muß er fort von hier
Und muß Abschied nehmen.
O, du allerschönste Zier,
Scheiden, das bringt Grämen.“

Diese kleine Anpassung eines allbekannten Abschiedsliedes zündete allerwärts, und wo der General sich sehen ließ, tönte ihm dieselbe Melodie in die Ohren. Im Grunde seines Herzens war er recht froh, daß er abcommandiert worden war, denn mit diesen Schweinfurtern war ja doch Nichts anzufangen; mochte man sich auch stellen, wie man wollte, am Ende hatten doch immer sie Recht. Es war ganz empörend! Dieser Cramer, dieser v. Berg, — Merck, Stepf! Wie höhnisch hatte erst

gestern Morgen der Advocat Sixt geantwortet auf die Drohung, in Ketten nach Böhmen getrieben zu werden! Und da gab es auch keine Ausnahme. Anderwärts war doch die Geistlichkeit demütig und wenigstens jeder Pastor bereit, sich zu neigen und zu beugen, — und was für Reden hatte dieser Archidiakonus Voit am Samstag in der Bürgerstube geführt!

Als sich kurz vor 3 Uhr der Feldmarschallieutenant bei seiner Quartiergeberin verabschiedete und ihr anstandshalber Dank sagte für die gute Aufnahme, konnte er nicht umhin, beizufügen: „Es ist heute sehr lärmend auf den Straßen; fast scheint es, als freue man sich, daß wir gehen.“ Frau Lebküchner aber war „nicht auf den Kopf gefallen“; ohne Besinnen erwiderte sie: „Excellenz, es gibt einen Spruch:

Friede ernährt,
Unfriede verzehrt.

Wir Bürgersleute sind alle Anhänger des Friedens; nur in Frieden gedeihen Ackerbau, Gewerbe und Handel; darum ist es ganz natürlich, daß wir das Kriegsvolk lieber abziehen als einmarschieren sehen.“

Was konnte darauf erwidert werden? Als Simbschen die Treppe hinunterschritt, brummte er für sich: „Mann und Weib sind Eins wie das Andere. Und wenn sie tot geschlagen werden, thun sie erst noch einmal das Maul auf und haben Recht.“ —

Auf dem Marktplatze entfaltete sich der militärische Pomp; kriegerische Musik ertönte, die Gewehre wurden präsentiert, die Fahnen geneigt, Commandoruf erscholl, die Adjutanten sprengten hin und her, — jetzt ward in Marschcolonnen eingeschwenkt, Simbschen schwang seinen Degen, alle Offiziere schrieen: „Marsch!“ und die Schwadronen und Compagnieen setzten sich in Bewegung, dem Mühlthore zu. Scharen gaffenden Volkes zogen nebenher; aus hundert Kehlen tönte der Sang: „Jetzo muß er fort von hier“; ein Trupp größerer Schulknaben und Handwerkslehrlinge zog auch mit. Alle hielten Zwiebeln unter die Nase, und die hellen Thränen liefen ihnen über die Wangen; als die Abziehenden schon weit weg waren und

die Begleitung zurückgeblieben, scholl es noch von der Stadt her dumpf durch die Lüfte: „Vivat! Vivat hoch!"

„Das war wohl unsere schlechteste Garnison", sprach Simbschen verdrießlich zu seinem Adjutanten. „Ein elendes Nest, dieses Schweinfurt!"

„Gewiß, Eure Excellenz", fügte Luxem bestätigend hinzu, „und die Bürger selbst ein niederträchtiges Pack! Halsstarrig, widerspenstig bis zum Uebermaß; ganz wie Hauptmann Roll gesagt hat, Maulesel."

Eine große Genugthuung aber ward den Schweinfurtern, denn sämmtliche trierische Jäger, die ihnen als Execution in's Haus gelegt worden waren, besuchten vor dem Abmarsche noch einmal ihre Quartiergeber, dankten für freundliche Behandlung und wünschten den Bürgern ein baldiges Ende der Kriegsdrangsal.

In der Bürgerstube war es am Abend des 8. September besonders lebhaft; annähernd der ganze Rat war da versammelt und wohl noch ein Dutzend anderer ehrbarer Schweinfurter; Erlebtes war recapituliert, manches kräftige, männliche Wort gesprochen, und einstimmig waren Alle in dem sehnsüchtigen Wunsche, den im Gange befindlichen Verhandlungen möge der goldene Friede entsprießen.

Der Major Szombathely.

Um Frieden flehten Bürger und Bauer zum Himmel, auch Kaiser Franz und die Regierung der französischen Republik waren nicht abgeneigt, den Degen in die Scheide zu stecken; aber der König Georg III. von England, der sich auf seiner Insel sicher fühlte, hatte kein Friedensbedürfnis, und da er mit Kaiser Franz verbündet

war, wurden die Unterhandlungen nur schleppend geführt, so daß die Franzosen einmal, um zu einem Resultate zu gelangen, den Waffenstillstand kündigten; nur durch des Kaisers Bereitwilligkeit und Nachgeben ward neues Blutvergießen unterdrückt, — die Leiden und Drangsale des Volkes aber wollten kein Ende nehmen.

Einmärsche und Durchzüge hörten in Schweinfurt nicht auf, täglich kam etwas Neues, und die Herren des Rates hatten von Morgen bis Abend zu thun; doch ward jetzt Alles in Ruhe und Verträglichkeit erledigt. Stadtcommandant war der Major Szombathely, und dieser sah ein, daß der Bürger doch, so zu sagen, auch ein Mensch sei, quälte und bedrückte die Einwohner nicht, sondern suchte ihnen die Last zu erleichtern und sie vor Schaden zu bewahren. In der vorigen Woche hatte man mit ansehen müssen, wie sich Musketiere und Füsiliere, Husaren und Artilleristen den ganzen Tag in den Weinbergen umhertrieben und alle genießbaren Trauben verzehrten; jetzt hingegen verbot der Commandant den Soldaten das Betreten und Plündern der Weinberge und hob in seinem Tagesbefehle ausdrücklich hervor, wie redlich die wackeren Bürger Schweinfurts bemüht seien, alle wirklichen Bedürfnisse der Truppen zu befriedigen; es dürfe ihnen darüber hinaus kein Schaden zugefügt werden. Da man es nun wieder mit einem humanen Offiziere zu thun hatte, entsandte der Rat die beiden Bürgermeister Friedrich Wesselius und Andreas v. Berg, und diesen hielt es nicht schwer, die Erlaubnis zur Wiederherstellung der Brücke zu erwirken; mit Feuereifer ward das Werk in Angriff genommen, — am 27. Juli war sie unbrauchbar gemacht worden, Sonntag, den 14. September, wurde sie dem allgemeinen Verkehre wieder übergeben. Freudig und dankbar erkannten die Bürger Alles an, was man zu ihrem Wohle bewilligte, — die Last, welche auf ihnen lag, war doch noch schwer genug; die Stadt hatte 879 Häuser und zählte in Allem 5063 Seelen, die Einquartierung betrug aber Mitte September 1200 Mann mit 250 Wagen und der entsprechenden Anzahl von Pferden. Ganz unerwartet erschienen auf einmal

noch zwei Regimenter, zusammen 4000 Mann stark, lagerten sich in der Umgegend und schickten ihre Ordonnanzen herein, die Quartierbillets in Empfang zu nehmen; schnell besprach sich der Regierende insgeheim mit dem Syndikus Stepf, — dieser verschwand, aber der Bürgermeister hielt die Unglücksboten noch eine Viertelstunde hin, blätterte in großen Büchern, schlug Akten nach und erklärte schließlich: „Ueber die Besetzung der Stadt hat der Rat nicht zu befehlen, das ist Sache der Militärbehörde; erklärt der Platzcommandant, daß noch weitere Mannschaft untergebracht werden kann und soll, dann geben wir die Billets aus; aber ohne seinen Befehl können wir doch unmöglich Regimenter hier einrücken lassen.“ Das begriffen die Beauftragten ohne Weiteres und machten sich sofort auf den Weg zu dem Major Szombathely; allein schon vorher hatte sich bei diesem der Syndikus Stepf eingefunden und ihm überzeugend dargelegt, daß es absolut unmöglich sei, von 5000 Einwohnern 5200 Soldaten füttern zu lassen, so daß Knechte, Mägde, Handwerksgesellen, Säuglinge, Kranke, Jedes einen Mann zu ernähren habe, — abgesehen davon, daß sich nicht einmal Raum finden würde, die Leute unterzubringen. Stepf hatte seine Aufgabe vortrefflich gelöst, war artig empfangen, freundschaftlich entlassen worden, und als nun die Quartiermacher erschienen, hieß es: „Schweinfurt ist vollständig besetzt, kein Raum mehr für weitere Mannschaft; richtet das aus und laßt euch andere Weisung geben.“

Die Krieger machten Kehrt, marschierten ab, Schweinfurt blieb verschont, und gegen Abend erhielt Szombathely einen Korb mit 24 Flaschen des besten Weines, den man auftreiben konnte: „Ein Ehrsamer Rat ließ den Herrn Major als Sachverständigen bitten, diese Sorte gefälligst einmal zu probieren.“ Indem sich Bürgermeister und Stadtcommandant miteinander vertrugen, ward den Bürgern manche Drangsal erspart, man begegnete sich beiderseits mit Artigkeit und Wohlwollen, und löbliche Einwohnerschaft hatte den Vorteil davon. —

Samstag war die Stadt lebhaft erregt, denn morgen sollte die wiederhergestellte Brücke dem öffentlichen Verkehr

übergeben werden, und es waren verschiedene harmlose Festlichkeiten beschlossen worden; mit Fahnen, Musik und Gesang sollte hinübergezogen werden; die Metzger wollten einen mit Bändern geschmückten Ochsen über die Brücke führen, und drüben am Fährhäuschen sollte dann geschmaust werden; in einem mit Laub decorierten Leiterwagen wollte eine Damengesellschaft zum ersten Male wieder das linke Mainufer besuchen; Szombathely hatte die Trompeter der Szeklerhusaren dazu bewilligt, — über Nacht aber fiel ein Tropfen Wermut in den Becher der Freude.

Plötzlich war abends ganz spät die Nachricht eingetroffen, die Franzosen seien über Lohr vorgerückt und ständen schon in Hammelburg; das war eine so ernste Kunde, daß ohne Säumen festgestellt werden mußte, ob sie wahr sei; also befahl der Major, daß sofort 50 Szekler mit einem Wachtmeister und einem Trompeter aufsitzen, nach Hammelburg traben und diesen Ort, wenn er noch frei sei, ihrerseits besetzen sollten, anderenfalls aber so schnell als möglich zurückkehren und Botschaft bringen. Um halb 12 Uhr nachts jagte der Wachtmeister einen Gemeinen, Stephan Georgy, nach dem Corporal, der in der Gastwirtschaft ‚Zum Löwen', oder in einem der Nachbarhäuser in Quartier lag, und Stephan klopfte vor Allem an die Hausthüre der Wirtschaft.

Alle derartigen Dinge waren leicht mit Unannehmlichkeiten verbunden; Straßenbeleuchtung gab es nicht; nur vor den Hausthüren der Gasthöfe und Bierwirtschaften mußte bis Mitternacht eine brennende Laterne hängen; Kroaten und Slavonier konnten kein Wort Deutsch, und was Ungarn und namentlich Böhmen zum Besten gaben, war meistens auch so, daß es Niemand verstand.

Im ‚Löwen' hatte eine zahlreiche Gesellschaft gesessen und sich von den Festlichkeiten des morgenden Tages unterhalten, nach und nach waren Alle weggegangen, nur ein Kaufmann und ein Schiffer saßen noch bei dem Wirte und sprachen ruhig und ernst über die Erlebnisse der letzten Jahre, — da klopfte es an der Hausthüre. „Ein später Gast", meinte der Schiffmann, der Löwenwirt aber

bemerkte: „Dem öffne ich gar nicht; ich will keine neuen Gäste mehr; zudem weiß ich ja nicht, wer es ist, — vielleicht ein betrunkener Soldat, der mir Ungelegenheiten macht; der mag zechen, wo es ihm beliebt, nur nicht bei mir.“ Aber es klopfte und klopfte wieder und immer stärker, und die Drei hinter ihren Krügen gerieten in Aufregung, denn es war nun unzweifelhaft, daß man es hier mit keinem soliden, anständigen Bürger zu thun hatte; wollte denn der Bursche die Thüre einschlagen?

„Meinen Corporal muß ich haben, und wenn die Welt untergeht“, dachte Georgy; „sonst gibt's Stockprügel, und die sind gesalzen.“ Als man sein Klopfen an der Hausthüre nicht zu hören schien, wandte er sich zur Seite und schlug mit beiden Fäusten so gewaltig an die Fensterladen, daß die drinnen in der Wirtsstube alle Drei von ihren Sitzen in die Höhe fuhren; als es nun aber wie ein Donnerwetter immer weiter ging, Schlag auf Schlag, daß das ganze Haus zitterte, — da sprangen Wirt und Gäste hinaus, fielen über den Unverschämten her und bewiesen ihm, daß sie auch klopfen konnten. Stephan wollte erklären, aber man verstand ihn nicht; nun wehrte er sich nach besten Kräften seiner Haut, aber die Drei waren stärker, als er, und namentlich der Schiffer hatte ein Paar Fäuste, wie Eisen; der Husar ward jämmerlich zerschlagen und blutete aus mehreren Wunden.

Durch den Lärm und das Geschrei wurden die Nachbarn aus dem Schlafe geweckt, eilten auf die Straße, besänftigten die Bürger und führten den übel zugerichteten Szekler in sein Quartier, von wo er, nachdem er Bericht erstattet, zur Heilung in das Waisenhaus gebracht wurde. Andern Tags erließ Szombathely eine Meldung des Vorfalles an den Rat. „Wenngleich die Macht in meinen Händen liegt, die Uebelthäter gefangen zu setzen und nach Gebühr zu strafen“, hieß es in dem Schriftstück, „so ziehe ich es doch vor, in die städtische Gerechtigkeitspflege nicht einzugreifen und dem Magistrate die geeignete Erledigung der Sache vertrauensvoll zu überlassen.“

Wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus; der Major erhielt ein artiges, verbindliches

Antwortschreiben, Georgy wurde auf's Beste verpflegt, nicht nur von dem Militärarzte, sondern auch von zwei städtischen Aerzten und einem Chirurgen bedient, es ward ihm alles geboten, was zur Linderung der Schmerzen und zu seiner Heilung nötig war, und nachdem man das unglückselige Mißverständnis klargestellt hatte und der Patient wieder seinen Dienst versehen konnte, mußten die drei Herren aus dem ‚Löwen' 24 Gulden Strafe, dem Husaren 32 Gulden Schmerzensgeld bezahlen und hatten noch weitere 51 Gulden Unkosten für Heilung und Verpflegung, Arzt und Apotheke, Protokollierung u. s. w. Dabei ist zu beachten, daß, nach dem Werte des unentbehrlichsten Lebensmittels (des Schwarzbrodes) berechnet, jene 32 Gulden heute der Summe von 183 Mark entsprechen; es war also gar nicht zu verwundern, daß der brave Stephan, als er das viele Geld in der Hand hatte, mit Lachen zu seinen Kameraden sagte: „Für soviel lasse ich mich alle Tage hauen." Der Rat wußte sehr wohl, daß der Szekler auch mit der Hälfte zufrieden gewesen wäre, aber absichtlich und mit klarem Bewußtsein entschädigte man ihn überreichlich, denn: War Szombathely nobel, so war es der Schweinfurter Magistrat doppelt. — Im Ganzen hatte der Wirt im ‚Löwen' mit seinen zwei Gästen 107 Gulden zu bezahlen, die (nach Brodwert berechnet) eine Summe von 614 Mark repräsentieren; die Strafe war also sehr hart ausgefallen.

Um dieselbe Zeit bewies der Major den Schweinfurtern, daß er mit nicht minderer Energie auch die Bürger gegen jede Vergewaltigung durch die oft brutale Soldateska schütze. Es lagen zwei Compagnieen Mainzer Jäger in der Stadt, und nun traf es sich, daß ein Gefreiter, als er am ersten Morgen ausgegangen war, sein Quartier nicht mehr finden konnte, — ein Vorkommnis, das sehr leicht begreiflich ist, wenn man sieht, wie planlos und verwirrend einzelne Teile der Altstadt angelegt sind, z. B. die verschiedenen Gassen und Gäßchen, die den Namen „Fischerrain" tragen. Die Mainzer waren am Abend einquartiert worden, anderen Morgens war Appell auf

dem Roßmarkt, und nach demselben schlenderte der Gefreite sorglos seines Weges, sah sich nach rechts und links um, betrachtete die Stadt und zweifelte nicht im Geringsten daran, daß er schon von selbst an sein Quartier kommen werde. Allein er verirrte sich vollständig, kam zwar wiederholt an das Rathaus und auf den Roßmarkt, wußte jedoch absolut nicht, wie er das Häuschen wiederfinden sollte, in welchem er die Nacht geschlafen hatte. Müde und ärgerlich, rief er einen Knaben zu sich her, sagte ihm, was für ein Geschäft der Quartiergeber habe, wie das Haus ungefähr aussehe, daß die Straße nicht sehr breit sei, und wollte zurecht gewiesen sein. Diesem Verlangen zu genügen, war dem Befragten durchaus unmöglich; er besuchte die Quarta des Gymnasiums, konnte Lateinisch, hatte sich aber in seinem Leben noch nicht damit abgegeben, die Physiognomieen der Straßen seiner Vaterstadt zu studieren, — er fand den Weg nach der Schule, nach der Brücke, in's elterliche Haus, ging an's Mühlthor und an's Spitalthor, ohne sich zu verirren: die Beschreibung aber, welche der Jäger gab, war für ihn inhaltlos, und er hatte keine andere Antwort, als: „Ich weiß nicht.“ Doch der Krieger ließ sich nicht leicht abweisen, sprach weiter, wurde zudringlicher, und da er immer dieselbe Antwort bekam, hielt er für bösen Willen, was doch nur Unkenntnis war, schalt und hieb dem Knaben, der sich nun trotzig entfernen wollte, mit dem blanken Säbel über den Arm.

Das hatten Andere mit angesehen, — es gab einen Auflauf, — der Geschlagene rannte nach Hause, und ehe eine halbe Stunde verging, stand der Advocat und Senator, Herr Georg Philipp Sixt, mit seinem mißhandelten Sohne vor dem regierenden Bürgermeister und verlangte Sühne. Der Hieb war flach gegangen, der Knabe also nicht verwundet, aber allerdings der Arm rot und dick angeschwollen. Sofort nahmen die beiden Schöffen Dürbig und Dr. med. Stolle den Knaben in ihre Mitte und führten ihn dem Stadtcommandanten vor. Sie klagten nicht, beschwerten sich nicht, es fiel kein hartes Wort; Herr Dürbig legte nur in sehr ruhiger Sprache den That-

bestand dar, und der Doctor gab sein ärztliches Urteil ab; eine Bestrafung des Gewaltthätigen ward nicht verlangt, — man wußte, daß man so besser führe und mehr erreiche. Szombathely erklärte auch ohne Besinnen, der Bursche solle die verdienten Stockprügel reichlich erhalten, Anderen zum abschreckenden Beispiel.

Höflich verbeugte sich Michael Dürbig und bemerkte: „Wir zweifelten keinen Augenblick an der Bestrafung und wußten im Voraus, daß der Herr Major Recht und Gerechtigkeit strenge handhabet; wenn der Bürger weiß, daß er von oben her geschützt wird, ist er auch zu den größten Opfern bereit, und zehnfach wiegt es, wenn er mit seinen eigenen Augen die Execution verfolgen kann. Das wußte Anno 96 auch der französische General Lefèvre. Als am 2. September die Kaiserlichen heranrückten, mußten die Franzosen Hals über Kopf die Stadt räumen; dabei ging es wild und toll zu, und die Wittwe Teubel wurde von einem Gensdarmen erstochen, weil sie ihm nicht schaffte, was er verlangte. Es war bei dem plötzlichen Aufbruch keine Zeit mehr, in gehöriger Form die Sache auszutragen, aber der General schrieb an den Rat: „Der Gensdarm, welcher einen Mord begangen hat, wird morgen vor der Front meiner Truppen erschossen werden. In Folge unseres Abmarsches konnte ich nicht vor den Augen der Bürger selbst dieses Exempel statuieren; es genüge ihnen, zu wissen, daß ich Verbrechen bestrafe." Diese Zuschrift machte einen sehr guten Eindruck; es würde aber noch ganz anders gewesen sein, hätten die Schweinfurter selbst sehen können, wie der Mörder erschossen wurde; sie hätten den Namen Lefèvre nie vergessen."

„Das ist begreiflich", erwiderte Szombathely; „ich bin auch entschlossen, den Burschen morgen öffentlich auf dem Marktplatze durch den Profoß abstrafen zu lassen."

Die beiden Schöffen empfahlen sich; Dürbig lächelte still vor sich hin, der Hofrat Dr. Stolle aber sprach: „Michael, das hast du brav gemacht!"

Nachdem der Vorfall untersucht worden war, wurde am nächsten Morgen die Garnison alarmiert und Senator

Sixt mit seinem Sohne ausdrücklich eingeladen, der Vollziehung der Sentenz beizuwohnen; auf dem Marktplatze sperrte das Militär ein großes Viereck ab, dessen eine Seite den bürgerlichen Zuschauern frei gehalten wurde, — nach einer kurzen Ansprache, in welcher den Soldaten gesagt ward, sie seien nicht in Feindesland, und jede Gewaltthat solle unnachsichtig bestraft werden, wurde der Delinquent vorgeführt und, nachdem das Urteil mit lauter Stimme verlesen war, auf eine Bank geschnallt, — — die Trompeter fingen an, eine lustige Weise zu blasen, daß man das Schmerzensgeschrei des Verurteilten nicht hörte, der Profoß schwang kräftig seinen Stock, — — 50 gewaltige Hiebe wurden dem Jäger aufgezählt; er ward vom Gefreiten zum Gemeinen degradiert und dann nach dem Spital transportiert, denn er konnte weder stehen noch gehen.

Als der Akt vollzogen war, brach das Publikum in lautes Beifallsgeschrei aus: „Der Herr Major soll leben! Vivat hoch!“ Der Quartaner Sixt küßte dem Commandanten die Hand, sein Vater bedankte sich in wohlgesetzten Worten, und von diesem Tage an ward Szombathely, wo er sich sehen ließ, von Jung und Alt ehrfurchtsvoll gegrüßt. Rat und Stadtcommandant kamen vortrefflich miteinander aus; Einer wollte dem Andern an Höflichkeit und Zuvorkommenheit nicht nachstehen, und Alle befanden sich wohl dabei. Um so nötiger war es, daß man sich vertrug, als sich die Aussichten auf Herstellung des Friedens in den letzten Tagen sehr getrübt hatten, beide Heere sich auf den Wiederbeginn der Feindseligkeiten vorbereiteten und nicht ein einziger Tag verging, ohne daß Truppen eingerückt, durchmarschiert oder abgezogen wären; Einquartierung auf vierundzwanzig Stunden, oder nur über Nacht, oder nur zum Mittagessen, — so ging es ohne Unterbrechung, und es war ganz natürlich, daß bei diesem Gewirre Handel und Gewerbe stockten und Alles aus Rand und Band zu gehen drohte. Herr Hahn, der Nürnberger Freund des Syndikus Stepf, kam von Cassel zurück, hielt sich aber nicht in Schweinfurt auf, wie er beabsichtigt hatte, sondern reiste nur schnell durch;

er war sehr niedergeschlagen und behauptete: „Binnen acht Tagen ist die Entscheidung da; es ist Alles auf die Spitze getrieben, und ich fürchte, ich fürchte.“

Wiedersehen.

Am 24. September ward ganz unverhofft die trübe Stimmung durch einen lichten Sonnenblick erheitert; unter Trommelschlag wurden die Bürger aufgefordert, sich vor dem Rathause einzufinden, um eine Depesche zu vernehmen, die soeben dem Commandanten durch einen Eilboten aus Nürnberg überbracht worden war, und da hörten sie denn: Am 20. war in Hohenlinden der Waffenstillstand auf 45 Tage verlängert worden mit der bestimmten Absicht, definitiven Frieden zu schließen; zu ihrer Sicherung wurden den Franzosen die Festungen Ulm, Ingolstadt und Philippsburg übergeben, im Uebrigen aber verpflichteten sie sich, über den Rhein zurückzugehen.

Das war eine Freude! Das war ein Jubel! Es wurde gesungen, geschrieen und gelärmt, Musik gemacht und gezecht — weit mehr als gut und schön war.

Länger denn sechs Jahre dauerte schon die Soldatenwirtschaft in der Stadt, Zucht und Ordnung waren dahin; sobald sich aber jetzt Aussicht auf Frieden bot, setzte sich der Rat ohne Zögern mit der Militärgewalt in Verbindung und versuchte, würdigere Zustände herzustellen. Zwei Tage nach jener Verkündigung ging wieder ein Trommler durch die Straßen, in seiner Begleitung diesmal ein städtischer Ausrufer, der im Namen von Bürgermeister und Rat und im Einverständnis mit dem Herrn Stadtcommandanten bekannt gab: Alle Wirtshäuser sind abends mit dem Glockenschlage 9 Uhr zu schließen; die Wirte sind für die strengste Ausführung dieses Gebotes verantwortlich; sollte irgend Jemand (gleichviel, ob Bürger

oder Soldat) sich weigern, das Lokal zu verlassen, so ist auf die Jägerhauptwache zu schicken, von wo sogleich bewaffnete Execution erscheinen wird. Desgleichen ist der Lärm abends auf den Straßen, das Schreien, Toben, Singen verboten, wie nicht minder das nächtliche Umhertreiben in den Gassen und auf den Plätzen; wer von der Streifwache dabei betroffen wird, soll unnachsichtlich zur Strafe gezogen werden.

Handwerksgesellen, Lehrlinge und auch Dienstmägde versuchten zwar der Anordnung zu trotzen, fügten sich jedoch sehr schnell, nachdem einige abgefangen und in entsprechender Weise belohnt worden waren. Die Väter der Stadt freuten sich dieses Erfolgs, der 1. October aber brachte ihnen eine höchst peinliche Ueberraschung: begleitet von einem zahlreichen Trupp Husaren erschien der Hauptmann Luxem und zeigte an, daß am morgenden Tage Seine Excellenz, der Herr General-Feldmarschall-Lieutenant v. Simbschen, eintreffen werde, um wieder hier Quartier zu nehmen. Das war kein kleiner Schrecken! Hatte sich Simbschen vor vier Wochen schon als Wüterich gezeigt, ohne daß man ihm das Geringste in den Weg gelegt, so war jetzt, nachdem ihm bei seinem Scheiden rührende Abschiedslieder gesungen worden waren, das Allerschlimmste zu befürchten.

Sofort ward der ganze Rat einberufen — auch die Achterherren — und es ward den Versammelten die neue Heimsuchung mitgeteilt. „Was ist da zu machen?“ sprach der Kaufmann Kaspar Schöner; „abweisen, ihm den Eintritt verwehren können wir nicht, also müssen wir uns fügen; übrigens wird er uns nicht fressen, und die Stadt Schweinfurt wird noch bestehen, wenn längst kein Mensch mehr an den Herrn v. Simbschen denkt.“

„Gewiß“, bemerkte der Schöffe Dürbig, „die Frage ist nur: Wie verhalten wir uns dem General gegenüber? Und da ist meine Ansicht: Wir thun gar nicht, als hätten wir je Differenzen miteinander gehabt; er wird höflich, artig und mit Auszeichnung empfangen; benimmt er sich grob und barsch, so stimmen wir eine andere Melodie an, — da, der Andreas und der Christian

haben ihm bei seinem vorigen Einzuge gezeigt, daß wir nicht bloß Eine Melodie kennen, sondern uns auf verschiedene Weisen verstehen. Ueberlassen wir es ihm, die Tonart zu wählen, in der gesungen werden soll."

„Ich bin auch dafür", sagte der Conditor Adam Walz, „daß man ihm zuerst Zuckerplätzchen anbietet."

„Und diese werden natürlich bei dir gekauft", fügte der Bürgermeister v. Berg scherzhaft bei. „Der Ansicht bin ich übrigens auch, daß Simbschen empfangen wird, wie jeder Andere, und bin auch gerne bereit, das Commissorium zu übernehmen, wie damals."

„Ich ebenfalls", erklärte der Consulent Merck.

Alle waren der Sache nach einverstanden, was aber die Personen betraf, so entschloß man sich doch, zwei andere zu schicken, damit es auch nicht entfernt den Anschein haben konnte, als wolle man auftrumpfen, und jede Mißdeutung im Voraus unmöglich gemacht werde.

„Etwas möchte ich noch zu bedenken geben", meinte Thomas Fichtel: „die Witterung war dieses Jahr ungünstig genug, viel Trauben hat es nicht gegeben; seit einigen Tagen haben wir so entsetzliches Regenwetter, daß Alles verfault; kommen aber als Nummer Drei die zügellosen Scharen Simbschen's dazu, — nun, dann bleibt gar Nichts übrig, und der Bürger hat sich umsonst abgearbeitet und geplagt ein halbes Jahr lang. Jene wilden Horden fallen in die Weinberge und fressen Alles kahl, wie zu Moses Zeiten die Heuschrecken in Aegypten."

„Wie in der Bibel steht: „Sie bedeckten das Land und fraßen alles Kraut und alle Früchte auf den Bäumen und ließen nichts Grünes übrig in ganz Aegyptenland." Da können wir die Beerhüter sparen; hat Simbschen einmal seinen Einzug gehalten, dann gibt es nichts mehr zu hüten." So ließ sich der Weißgerber Stößel vernehmen, und einstimmig ward beschlossen, die Weinlese auf übermorgen anzusagen, Jedem aber zu gestatten, daß er auch schon morgen beginne; alles Uebrige mußte man abwarten und konnte nur von Fall zu Fall beschließen.

Während die Herren auf dem Rathause versammelt waren, machte Luxem seine Aufwartung bei dem derzeitigen

Commandanten und fragte, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, auch vertraulich: „Und nun sagen Sie mir, Herr Major, wie sind Sie mit diesen Schweinfurtern fertig geworden? Mit diesem halsstarrigen, widerspenstigen Volk!“

„Sehr gut!“ antwortete Szombathely „Ich kann mir gar keine bessere und angenehmere Garnison wünschen.“

„Ha, ha!“ lachte der Hauptmann, denn er hielt das Gehörte für Ironie. „Ein niederträchtiges Pack, diese Freireichsstädter! Störrige Maulesel! — Scherz bei Seite, Herr Major! Wie sind Sie mit den Bürgern und hauptsächlich mit der Bürgermeisterei ausgekommen?“

„Vortrefflich!“ war die Antwort. „Die Leute waren immer liebenswürdig und zuvorkommend.“

Luxem ward jetzt unsicher und wußte nicht mehr, wie er die Sache aufnehmen sollte. „Ja“, fragte er zweifelnd, „wie viele haben Sie denn vorher erschießen und wie vielen Stockprügel geben lassen, bis Sie es dahin gebracht, daß die Bürger sich demütigten und unterkrochen?“

„Erschossen“, entgegnete der Major, „wurde gar Keiner, Stockprügel bekam nur Einer, der war aber kein Schweinfurter, sondern ein Mainzer Jäger, welcher sich unterstanden hatte, einen Knaben mit dem Säbel auf den Arm zu hauen. Ich habe die Schweinfurter allezeit bereitwillig und gutherzig gefunden.“

Das begriff der Herr Adjutant absolut nicht; als er neben Szombathely durch die Straßen schritt und sah, wie der Commandant höflich und ehrfurchtsvoll von Hoch und Niedrig gegrüßt ward, da drohte sein Verstand stille zu stehen, und als er am Abend seinem Vorgesetzten auch über dieses Capitel referierte, meinte er: „Ueber die Schweinfurter muß inzwischen der heilige Geist gekommen sein; die kennt man gar nicht mehr, so charmant sind sie, und der Herr Major findet sie höchst liebenswürdig. Ich bitte Eure Excellenz: Schweinfurter und liebenswürdig, wie reimt sich das zusammen?“

Simbschen hatte jedoch etwas mehr Scharfblick, als der gedankenlose, derbe Luxem; was er gehört, ging ihm im Kopfe herum und blieb nicht ohne Wirkung.

Am 2. October war die Weinlese vom frühen Morgen an in vollem Gange, aber es war kein fröhliches Fest, wie sonst; andauernde Regengüsse hatten Straße und Weinberge durchweicht, daß man allerwärts im Moraste watete; noch fortwährend regnete es, der Himmel war grau, und kein Sonnenstrahl drang durch die dunklen Wolken; mißmutig, verstimmt trugen Männer und Weiber die geringe Ausbeute in Butten nach Hause; von dem jubelnden Aufschrei, dem charakteristischen Jauchzen der Schweinfurter Weinlese war diesmal nichts zu vernehmen; auch geschossen ward nicht, — Niemand empfand des Lebens Freud' und Lust, sondern des Daseins Last und Plage.

Im Amtsornat fuhren gegen 10 Uhr der Syndikus Stepf und der Schöffe Georg Balthasar Stolle in einer Stadtkutsche gen Mainberg, den Ankömmling beim Betreten des Schweinfurter Gebietes pflichtschuldigst zu begrüßen, und kaum waren sie an den Grenzen der Gemarkung angekommen, als sich schon der Vortrab des Zuges näherte, — schmucke Husaren, aber Mann und Roß von Regen triefend. Gleich dahinter kam eine nicht besonders luxuriöse Carosse, in welcher der General und sein Herr Sohn saßen; die beiden Abgesandten stiegen aus, traten an den Schlag des Wagens, der Kutscher hielt; aber ehe sie noch das Wort ergriffen, redete sie Simbschen selbst freundlich an: „Siehe da: Herr Syndikus Stepf!“ Ihn, wie so manchen Anderen vergaß er nicht; dann fuhr er sogleich artig fort: „Aber dieser Herr ist mir noch unbekannt.“

„Der Schöffe Hofrat Doctor medicinae Stolle“, erklärte Stepf; der also Vorgestellte verbeugte sich, und der Syndikus begann sogleich seine Rede. Auch ihn unterbrach der General sofort, wie vor vier Wochen den Bürgermeister v. Berg, aber diesmal in einer anderen Tonart. „Ich danke Ihnen für Ihre Begrüßung“, sprach er leutselig, „und bedaure es, daß ich der Stadt wieder Einquartierung bringen muß; Sie wissen aber, daß die Locierung der Truppen nicht von mir abhängt, sondern höheren Ortes bestimmt wird. Doch werde ich suchen, den Bür-

gern die Last, so viel als irgend möglich ist, zu erleichtern. A propos, Sie haben mir tausend Gulden vorgestreckt: ist meine Quittung von dem General-Quartiermeister in Nürnberg respectiert und Ihnen das Geld gutgeschrieben worden?“ Nachdem seine Frage bejaht worden, fügte er hinzu: „Ich weiß, daß der Bürger das Kriegsvolk lieber abziehen, als einmarschieren sieht“ (so hatte es ihm Frau Lebküchner gesagt), „doch soll die Stadt in jeder Art und Weise geschont werden. Und nun, meine Herren, steigen Sie ein; es ist noch Platz für Sie in meinem Wagen.“

Mit höflichem Danke erwiderten die Abgesandten, daß sie selbst eine Kutsche mitgebracht hätten, nahmen wieder Platz in derselben, und der Zug ging weiter. Zehn Minuten später gab es eine Stockung; der Weg zog sich dicht am Maine hin, rechter Hand erhoben sich unmittelbar und zwar recht steil die Weinberge, der Boden war nur Erde*), durch den Regen weich geworden, die Wagen blieben stecken, die Personen mußten aussteigen, zu Fuß hinter ihren Kutschen her traben; jeder Tritt sank tief in den Boden; dabei drängten sich Männer und Weiber mit ihrer Traubenlast, und je weiter man kam, desto größere Massen Lehm blieben an den Stiefeln hängen, und desto beschwerlicher wurde der Marsch. Nun kamen noch einige Stellen, an welchen durchweichte Erde von den steilen Abhängen in Masse heruntergerutscht war, über einen Fuß hoch den Weg in seiner ganzen Breite bedeckend, und es half Nichts, Einer wie der Andere mußte sich durcharbeiten. Da riß dem General die Geduld. „Himmel Kreuz Millionen Schock Donnerwetter!“ schrie er. „Ist denn das eine Landstraße? Ein Morast ist es, ein Sumpf! Heißt man das eine Heerstraße, meine Herren? Und solche Zustände duldet man in Schweinfurt? Da soll das Gewitter hineinschlagen! Das muß anders werden.“

Daß er in diesem Stücke Recht hatte, mußte die

---

*) Die jetzige gute Landstraße wurde erst im Jahre 1830 angelegt.

städtische Deputation ohne Weiteres zugeben, und der Syndikus erwiderte auch nur in bescheidenem Tone: „Ja, es ist in dieser Hinsicht noch Manches zu thun, und zur Entschuldigung des Mangelhaften möge Eure Excellenz nur bedenken, daß hier kein fester Untergrund ist und es deshalb große Schwierigkeiten hat, eine gute Straße herzustellen; und dann wurden alle Mittel der Stadt absorbiert durch die steten Requisitionen; wir mußten unser Geld ausgeben für Soldatenmäntel und Stiefel, Brod und Wein, Stroh, Heu und Hafer, es blieb Nichts übrig für Straßenbau.“

„Alles recht, Herr Syndikus, aber so kann und darf es nicht bleiben“, polterte Simbschen. „Der Rat muß Frohnarbeit anordnen; ich stelle auch von meinen Leuten dazu und commandiere einen Sachverständigen als Leiter und Beaufsichtiger; hier muß eine gangbare Straße geschaffen werden; man sinkt ja ordentlich in den Boden, das Geschütz bleibt stecken, Millionen Schock Donnerwetter!“

Am Nachmittage hielt der Rat Sitzung, und am nächsten Morgen begann unter Aufsicht eines kaiserlichen Majors die Arbeit zur Herstellung einer brauchbaren Fahrstraße von Schweinfurt nach Mainberg. Mochte der Zwang für den Moment auch recht peinlich und lästig sein, nach wenig Tagen hatte man sich hineingefunden, und als die Straße fertig war, hieß es doch allgemein: „So ein wenig Nötigung und Zwang ist manchmal recht gut; wäre uns nicht mit dem Kräutlein Muß aufgewartet worden, so hätten wir in 10 Jahren noch keine praktikable Straße.“ Im Uebrigen benahm sich jetzt Simbschen durchaus anständig, belästigte und quälte die Stadtverwaltung nicht und duldete auch von seinen Truppen nicht, daß sie die Bürger mißhandelten; ein paarmal kam er auch abends nach dem Nachtessen in die ihm noch wohlbekannte „Bürgerstube“ im ‚Raben‘, — es brannten auch jetzt stets zwei Lichter, aber es fand kein Wortgefecht mehr statt; Archidiakonus und Feldmarschall-Lieutenant vertrugen sich ausgezeichnet.

Kathi's Mann, der junge Schreinermeister, stellte sich

auch der Excellenz vor, referierte, wie er den ihm gewordenen Auftrag ausgeführt, und der General erklärte: „Ich habe wieder Arbeit für dich, aber jetzt im Augenblicke keine Zeit; komme diesen Nachmittag um 3 Uhr und bringe auch deine Frau mit; ich will sie sehen." Als die Beiden dann erschienen, erkundigte sich Simbschen freundlich, wie es ihnen gehe, gab eine neue Bestellung auf und wünschte ihnen weiter Glück; kaum hatten sie aber das Zimmer verlassen, so brach Hauptmann Luxem, der im Dienste anwesend sein mußte, in die Worte aus: „Und sie war's doch! Sie war's doch! Haben Sie nicht gesehen, Herr General, daß sie feuerrot ward, wie sie mich erblickte? Das war das böse Gewissen."

„Nein", entgegnete Simbschen mit Nachdruck, „das war die Erinnerung an Ihre falsche Anklage von damals; begreifen Sie denn das nicht, Sie Kurzsichtiger? Die soll liberté schreien! Du lieber Gott, was weiß so ein unschuldiges Kind von liberté! Das sage ich Ihnen: Lassen Sie mir das Weibchen in Ruhe, sonst soll Sie der Teufel stückweise holen!"

Kriegstrubel.

„Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen", sagt ein altes Sprüchwort; der General hatte einen Sohn mitgebracht, welcher auch schon Hauptmann und Adjutant war und sich in echtem Soldatensinn über Sitte, Gesetz und Recht erhaben glaubte und in dem Wahne stand, er dürfe sich Alles erlauben. Zu seiner Unterhaltung hatte er eine Windbüchse bei sich und belustigte sich nun, von seiner Wohnung aus (im Will'schen Hause, oben an der Ecke des Marktes) in die Fenster der Johanniskirche, nach dem Hahn auf dem Turme und nach den zwei Statuen

rechts und links von der Thüre zu schießen. Da die Windbüchsen weder einen starken Knall hervorbringen, wie die durch Pulver geladenen Gewehre, noch auch Rauch sehen lassen, so kann mit ihnen Mutwille und sogar Verbrechen verübt werden, ohne daß man sofort weiß, von wo der Schuß gekommen. Der Archidiakonus Voit konnte nicht begreifen, wie es zugehe, daß die Fensterscheiben zerschossen wurden, ohne daß die ganze Nachbarschaft zusammenlief; der Frevel mußte in frühester Morgenstunde verübt werden, wenn es noch leer auf den Straßen war und Alles in tiefem Schlafe lag. Dem Thäter auf die Spur zu kommen, erhob sich der Pfarrer folgenden Tages schon bei Anbruch der Dämmerung von seinem Lager und postierte sich den zerschossenen Fenstern gegenüber auf den Kirchplatz; eine halbe Stunde etwa hatte er gestanden, da erklang es scharf und schneidend, — es war wieder ein schönes, rundes Löchlein in eine Scheibe geschossen, die Straße aber war noch durchaus öde und menschenleer und von dem mutwilligen Schützen keine Spur zu sehen.

Ueber diese Erfahrung regte sich Voit nicht wenig auf; er war aber ein Mann von großer Energie und am anderen Morgen wieder am Platze. Diesmal stellte er sich mit dem Rücken an das Will'sche Haus und inspicierte mit scharfen Blicken die umliegenden Gebäude und alle nach der Kirche gehenden Fenster; zu seinem großen Leidwesen fing es aber bald an zu tröpfeln, und die Auskundschaftung schien zu Wasser werden zu wollen. „O weh!" dachte der Pfarrer und blickte mißmutig hinauf nach dem grauen Himmel; als er jedoch senkrecht in die Höhe schaute, zu erkunden, was zunächst von dem Wetter zu befürchten sei, — siehe, da reichte ein Stockwerk über ihm aus einem Fenster etwas heraus, das gerade aussah, wie ein Gewehrlauf. Aufmerksam behielt er das Ding im Auge, — jetzt zuckte der Lauf, — die Scheibe erklang, und ein neues Löchlein war geschossen. Schnell sprang Voit zehn Schritte vor und sah nun einen kaiserlichen Offizier am Fenster stehen, der ein kurzes, eigen gestaltetes Gewehr in der Hand hielt. Der Pfarrer sprach kein Wort, aber bereits um 8 Uhr stand er vor dem

General, berichtete diesem, was er gesehen, und fügte hinzu, wie es nicht zu verwundern sei, daß das niedere Volk allen Respect vor den Höheren verliere, wenn es sehe, daß diese selbst sich an dem Hause des Herrn also vergingen und Hohn mit dem Tempel des Allerhöchsten trieben.

Voit wußte nicht, wer der Offizier sei, Simbschen aber, der die Quartiere kannte, war keinen Augenblick in Zweifel, daß es sich hier um seinen wohlgeratenen Sohn handle, geriet in nicht geringe Verlegenheit, ließ aber Nichts merken und sprach nur: „Der Betreffende wird binnen einer Viertelstunde vor mir stehen und bitter bereuen, was er gethan; darauf verlassen Sie sich.“ Seinem Sohne aber sagte er: „Du bereitest mir große Schwierigkeiten; die Schweinfurter lassen sich nicht tractieren, wie die ersten Besten; wenn du es nicht wärest, — jeder Andere marschierte von hier direct in den Arrest; ich lasse es bei dir nur deshalb ohne sichtbare Strafe hingehen, damit mein Name nicht genannt wird; lasse die Bürger hier in Ruhe und hüte dich!“

Dem Archidiakonus ließ der General sagen, es sei Alles bestens besorgt; Hauptmann Simbschen aber war ein gewöhnlicher Kriegsknecht, der von Moral nichts wußte und seinen Vorgesetzten gegenüber nur nach dem Grundsatze handelte: „Lasse dich nicht erwischen“; am Abend des 10. October hielt er mit Kameraden ein fröhliches Zechgelage, und als er gegen Mitternacht heim kam, juckte es ihn in allen Fingern, die Windbüchse mußte herbeigeholt werden, und da er nicht mehr nach der Kirche zielen durfte, schoß er nach einem Fenster des gegenüberstehenden Eckhauses. Hier lagen der Strumpfstricker Gutermann und seine Frau ruhig schlafend zu Bette, — da klirrte eine Fensterscheibe, und zwischen ihnen hindurch flog eine Kugel in das Kopfkissen; wenig Zoll nach rechts, oder nach links, und ein Mensch wäre im Schlafe ermordet gewesen. Entsetzt fuhren die Beiden aus dem Bette, rissen das Fenster auf, schrieen, riefen die Nachbarn zu Hülfe, und der Herr Hauptmann begriff, daß ihm seine Weinlaune einen dummen Streich gespielt, welcher

nach dem, was ihm der Vater von den Schweinfurtern gesagt, bittere und sehr ernste Folgen haben konnte. Er eilte also hinunter, verschaffte sich Eingang bei dem Strumpfstricker, entschuldigte sich, bat, man möge keine Anzeige machen, legte einen halben Laubthaler (1 Gulden $22^1/_2$ Kreuzer = 2,36 Mark*) auf den Tisch, den Glaser für das Einsetzen einer neuen Scheibe zu bezahlen und gab so gute Worte, daß Gutermann und Frau sich beruhigten und weder bei der bürgerlichen Behörde, noch bei der Stadtcommandantur klagten. Zwar wußte Alt und Jung sehr bald, wer die Kirchenfenster zertrümmert und beinahe einen Bürger im Schlafe erschossen hatte, allein da nicht geklagt wurde, drückte man ein Auge zu und stellte sich unwissend; der junge Kriegsheld aber hütete sich, die Einwohnerschaft weiter zu reizen.

Im Uebrigen nahmen die Kriegserlebnisse ihren Fortgang: die Franzosen besetzten Sennfeld, Gochsheim und andere in der Nähe des Maines gelegene Dörfer und stellten am Fährhäuslein einen Posten auf die äußere Brücke; die Oesterreicher thaten desgleichen am diesseitigen Ende, aber da Waffenstillstand war, hatten dergleichen Anordnungen keine große Bedeutung; es durfte Jedermann unbehindert passieren; die beiden Posten gingen bis zur Mitte der Brücke auf und ab, reichten einander die Branntweinflasche, und die französischen Offiziere kamen nicht nur zu Zechgelagen ihrer deutschen Kameraden herein in die Stadt, sondern gaben auch den kaiserlichen Stabsoffizieren ein großes Festmahl in Grafenrheinfeld, bei dem es überaus lustig herging und des schäumenden Weines große Quantitäten vertilgt wurden.

„Kein beſſ'res Leben iſt
Auf dieser Welt zu denken,
Als wenn man ißt und trinkt
Und läßt sich gar Nichts kränken",

sangen aus voller Brust die Herren in den zweifarbigen Röcken mit den Ordenssternen; das Leben war ihnen

*) Soviel nach Silbergehalt, nach Wert berechnet jedoch 7,88 Mark (siehe Seite 77).

schön und fröhlich, und die Bürger mußten es bezahlen. „Du hast mir Nichts gethan und ich dir Nichts; heida, laß uns lustig sein und einander zutrinken auf gut Glück! Kommt der Befehl zum Angriff, so schlagen wir morgen einander die Schädel ein und stoßen uns gegenseitig das Schwert in den Leib." Es war der Geist der alten Landsknechte, der noch in dem Kriegsvolk lebte; der Gedanke, daß man nur zum Schwerte greifen dürfe, um sich seiner Haut zu wehren, lag damals der Gesammtheit noch ferne; — der Herr befahl, der Knecht gehorchte.

Am 18. October rückte der Generalmajor v. Sternfels ein und brachte drei Compagnieen schmutziger und kranker Soldaten mit; diesen folgte dann ein Bataillon nach dem anderen, — alle Mannschaft zerlumpt, schmierig und meist an ekelhaften Hautkrankheiten leidend, — es war eine furchtbare Last und große Gefahr für gesammte Bürgerschaft. Zwar ward ein Spital eingerichtet, aber Hunderte der Kranken lagen noch enge beisammen in Privathäusern, und es stand zu befürchten, daß die ganze Stadt ein Herd der Ansteckung werde. Darum sandte der Rat am 1. November den Bürgermeister v. Berg und den Consulenten Merck an Herrn v. Sternfels, ließ ihm vorstellen, welcher Gefahr er die Bürgerschaft aussetze, wie schlimm es auch für die Truppen sei, in einer Stadt enge beisammen zu liegen; daß sich die Kranken jedenfalls schneller erholen würden, wenn sie recht weitläufig auf eine ganze Anzahl von Dörfern verteilt würden, und ließ um die entsprechenden Anordnungen bitten.

„Daraus kann Nichts werden", polterte der General, „hier bleiben die Truppen, hier. Die Schweinfurter sind gemein und selbstsüchtig, daß sie die Kranken hinausweisen wollen. Wir schlagen uns, opfern unser Leben für euch, und ihr wollt die Leidenden verstoßen, — das geht nicht. Sagt das euren Mitbürgern."

„Excellenz werden die Bemerkung gestatten", entgegnete v. Berg sehr höflich und verbeugte sich: „Leidende von der Thüre zu weisen, ist nicht Sitte in unseren Mauern; der Hülfsbedürftige findet allezeit offene Herzen

und bereite Hände bei uns; als im September 96 General Lefèvre Hals über Kopf aus der Stadt gejagt wurde, ließ er 200 Kranke hier zurück, die er bei seiner eiligen Flucht nicht mitnehmen konnte, — sage: Zweihundert. Aber er war keinen Moment in Sorge um das Schicksal der Kranken; er überließ sie vertrauensvoll unserer Obhut, denn er wußte, was er von Schweinfurtern zu erwarten hatte; und wir fragten nicht: „Seid ihr Deutsche? Seid ihr Franzosen?“ wir pflegten sie als leidende Menschenbrüder, bis sie genesen waren, und wir freuen uns heute noch des Briefes von General Lefèvre, welchen unser Archiv birgt. Aber etwas ganz Anderes ist es, die Stadt zum Herd einer Seuche machen, daß Soldaten und Bürger sterben; während man durch eine entsprechende Dislocierung die Ersteren gesund machen und die Letzteren vor Ansteckung bewahren kann.“

„Geht mich gar nichts an“, erwiderte v. Sternfels, „so ist mein Befehl, und so bleibt es.“

„Wir werden dem Rate berichten“, sprach Christian Merck mit einer tiefen Verbeugung, „und dieser wird sich vielleicht, wie in ähnlichen Fällen, an Kaiserliche Hoheit den Erzherzog Karl wenden, der stets so großes Wohlwollen für unsere Stadt documentierte, — das geht jedoch uns Zwei nichts an; wir haben unseren Auftrag ausgerichtet und haben die Ehre, uns Euer Gnaden gehorsamst zu empfehlen.“

Damit schieden die Bürger, der General aber brummte: „Die wird doch nicht der Teufel reiten, daß sie sich bei dem Erzherzog beklagen?“ Und sie thaten es auch nicht, denn sie erwarteten Tag für Tag das Eintreffen der Friedensbotschaft; es ward bereits lange genug verhandelt, und man konnte sich bei redlichem Willen gewiß verständigt haben.

So dachten die guten Leute, denen die Last des Krieges schier erdrückend auf den Schultern lag; Diejenigen aber, welche die Entscheidung gaben über Krieg und Frieden, hatten überhaupt keine Lasten zu tragen; sie konnten nicht an den Bettelstab gebracht werden, und gegen sie konnte sich Niemand Rohheiten und Gewaltthat

erlauben. Oesterreich wollte wieder nur im Einvernehmen mit England handeln, der englische König aber war hochmutsvoll und sprach: „Zu Land können mir die Feinde Nichts anhaben; auf dem Meere bin ich ihnen weit überlegen, nehme ihnen eine Colonie nach der anderen weg; mir pressiert es nicht, ich sitze ruhig und sicher in London.“ Dieses Hinhalten bekamen die Franzosen satt; am 10. November traf ein Adjutant des Generals Augereau in Schweinfurt ein und verkündigte, der Waffenstillstand sei auf den 24. gekündigt, an diesem Tage würden die Feindseligkeiten wieder beginnen.

Groß war der Schrecken der Bürger, unverhohlen gaben sie ihrer Mißstimmung Ausdruck, — ein eigentümlich glücklicher Zufall aber wollte, daß der Erste, welcher in Folge der neuen Kriegsdispositionen der Stadt Valet sagen mußte, der General v. Sternfels mit seinem schmutzigen Haufen war; am 14. zog er von dannen. Dafür rückte an demselben Tage das Würzburgische Kreis-Contingent und am 15. ein trierisches Regiment ein; was aber das Aergste war: am folgenden Tage sollten Slavonier einziehen, sich hier von Strapazen und Entbehrungen erholen und wieder kriegstüchtig machen. Diesen Slavoniern ging der Ruf voraus, daß sie keine Freunde des Wassers seien und noch nicht wüßten, was man unter Seife verstehe; gegen Stiche und Bisse von Insecten seien sie unempfindlich; der Unterschied zwischen Mein und Dein sei ihnen noch nicht ganz klar; sie pflegten Vieles zu finden, was Andere nicht verloren, und bei ihrem Abschiede vergäßen sie, Dieses und Jenes dazulassen. Nein, eine solche Bürde konnte man den Bürgern nicht aufladen lassen, und wenn man selbst zu Mitteln greifen sollte, die in der Regel nicht im Gebrauche waren. Nachdem die Angelegenheit im Rate von allen Seiten beleuchtet und reiflich besprochen worden, machten sich der Schöffe Dürbig und wieder der Syndikus Stepf auf den Weg zu dem General Simbschen; die Rollen waren verteilt, und der Schöffe eröffnete den Angriff.

„Im Namen von Bürgermeister und Rat hiesiger freien Stadt“, begann er, „treten wir vor Eure Excellenz,

derselben die schwere Schädigung darzulegen, von welcher unsere Bürgerschaft bedroht wird, und um die Intervention des Herrn Generals zu bitten; wir wissen auch, daß wir nicht vergeblich an Ihr edles Herz appellieren; Sie haben uns bisher geschont, erleichtert, menschenfreundlich berücksichtigt, — wir sind überzeugt, daß der kaiserliche General-Feldmarschallieutenant v. Simbschen in seiner souveränen Gewalt das Uebel von uns abwenden wird.“ Dann zeigte er, wie die Einwohner, ausgesogen und verarmt, unmöglich im Stande seien, die verkommenen, ausgemergelten Slavonier wieder aufzufüttern, nachdem man eben erst die Truppen des Generals Sternfels gesättigt und curiert. „Wir haben Nichts mehr“, fuhr er in lebhaftem Tone fort; „unsere Waffen und Trophäen, unsere Kleinodien und Raritäten haben wir zu Geld gemacht, um die Anforderungen des Krieges befriedigen zu können; wir haben unseren Grund und Boden verkauft, — allmächtiger Gott! — am 20. October wurde ein Teil unserer Stadtgräben versteigert; vorgestern, Donnerstag, ward wieder ein Teil unter den Hammer gebracht, — 1600 Gulden haben wir gelöst. Woher sollen die Käufer kommen? Der Bürger hat kein Geld mehr. Bald sind wir am Ende. Darum bitten wir Eure Excellenz, die neue Heimsuchung von uns abzuwenden. Als der Frevel an der Johanniskirche verübt ward, der Mutwille selbst mit dem Hause des Herrn seinen Spott trieb, da geboten Sie ein mächtiges Halt; — wenn Sie nun sagen: „Für die Slavonier ist kein Raum mehr hier“, dann werden sie gehen, und wir werden Ihnen ewig dankbar sein.“

In einer gewissen Erregung hatte Dürbig geschlossen, und nun fügte Stepf, indem er gegen den Schöffen eine kleine Verbeugung machte, mit sehr ruhiger Stimme hinzu: „Wenn der Herr Scabinus erlauben, will ich noch erwähnen, daß im Rate ausdrücklich hervorgehoben ward: „Wenn uns die Slavonier den letzten Heller kosten, dann haben wir nichts mehr, die Bedürfnisse der Truppen des Herrn Generals v. Simbschen zu befriedigen“, und für eine Anforderung von dieser Seite möchten wir doch vorgesehen und gerüstet sein.“

Dieser combinierte Angriff gelang vollkommen, die Festung mußte sich ergeben; Dürbig erinnerte in durchaus harmloser Form an den Frevel des Herrn Sohnes, und Stepf stellte ebenso unverfänglich blanke Dukaten in Aussicht, — — als am Sonntag Morgen (16. November) die Slavonier fröhlich einzogen und sich schon freuten auf die vollen Schüsseln der Schweinfurter, ward ihnen kundgegeben, hier sei kein Platz mehr für sie, und sie wurden bis nach Gädheim geschickt. Auch das hatten Schöffe und Syndikus fertig gebracht, daß die Ankömmlinge nicht nach Mainberg oder Schonungen gewiesen wurden; da wären sie noch zu nahe bei der Stadt gewesen und zu leicht hereingekommen, — in Gädheim saßen sie besser. --

Montag in der Frühe ging Herr Stepf zur Sitzung nach dem Rathause; da rief ihm unterweges der General Simbschen zu: „Weil ich Sie gerade sehe, Herr Syndikus: Ich bin da in einer Verlegenheit. Am Samstag ist, wie Sie wissen, ein chur-trierisches Regiment hier einmarschiert, das hat bei dem schnellen Aufbruch keine Löhnung gefaßt; nun möchte ich 600 Gulden vorgestreckt haben, und das sollen Sie mir bei dem Rate auswirken. Also seien Sie so gut, Herr Syndikus, besorgen Sie mir das."

Ein herzliches Lachen unterbrach des Rates ernste Sitzung, als Stepf seine Botschaft vorbrachte. „Das kennen wir schon von den Trierer Jägern her", bemerkte der Senator Weinich; der Schöffe Segnitz aber meinte: „Wahrscheinlich ist es in Trier so der Brauch, daß man abmarschiert, ohne etwas in der Tasche zu haben". Heiter sprach dann der Bürgermeister Cramer: „Das haben wir ja vorher gewußt; er geht auf der Straße, die wir ihm gezeigt haben; mit diesen 600 Gulden haben wir uns losgekauft von der Einquartierung der Slavonier." Einstimmig ward die Bewilligung beschlossen, und Herr Stepf selbst brachte am Nachmittage dem General das Geld.

Die Truppendurchmärsche nahmen kein Ende, der Wiederausbruch des Krieges stand vor der Thüre, Handel

und Wandel stockten, Gewerbe und Ackerbau lagen darnieder, von früh bis spät hörte man nur trommeln und trompeten. Dienstag Morgen ließ Simbschen den Schöffen Dürbig zu sich bitten und erklärte ihm, er habe nochmals 600 Gulden nötig, aber damit nicht wieder den Syndikus belästigen wollen; jetzt möge er so gefällig sein, die Angelegenheit bei Rate zu vertreten. Auch diesmal lachten die Herren, wie am Tage vorher, und der Beschluß ward ebenso einstimmig gefaßt: Im Augenblicke ist kein Geld mehr vorhanden, sobald die Kasse aber wieder über Summen verfügen kann, wird sie bereitwillig dem Herrn General dienen.

„Hätte ich es nur dem kleinen Stepf gesagt", knurrte Simbschen, als er diese Antwort erhielt, „der hätte mir es fertig gemacht." Er ahnte nicht, wie die Stimmung war; die Männer aber, welche ihn auf kommende Tage vertrösteten, waren sich vollkommen klar, daß er in kürzester Zeit weit weg sein werde; wenn nächsten Montag wieder die Kanonen donnerten, saß der General sicherlich nicht mehr in dem kleinen Schweinfurt.

„Diese Freireichsstädter!"

„Jetzt hab' ich's! Jetzt weiß ich's! Nun ist mir Alles klar: Sie hat das Zweite Gesicht!" rief Luxem, als er Mittwoch Morgen vor seinen General trat.

„Wer, wie, wo, wann?" fragte dieser. „Ich verstehe Sie nicht?

„Wie ich vorhin vom ‚Raben' nach der Spitalgasse zu gehe", erzählte nun der Hauptmann, „kommt mir seelenvergnügt die junge Schreinersfrau (— die mit der liberté —) entgegen, streift dicht an mir vorbei, lächelt und macht einen Knicks. Ich biege um die Ecke, bin kaum fünfzig Schritte in der Spitalgasse, kommt mir

die nämliche Person wieder entgegen, sieht mich an, lächelt und macht wieder einen Knicks. Daß beide Male dasselbe Geschöpf an mir vorüberging, ist ganz und gar unmöglich, der Zeitunterschied war zu gering; da ich aber dieses Gesichtchen unter Tausenden auf den ersten Blick erkenne, ist es nun sonnenklar: sie hat das Zweite Gesicht und konnte also auch in der Oberenstraße und am ‚Raben' zugleich sein. Welches Unglück die Erscheinung bedeutet, werden die nächsten drei Tage zeigen."

Vor hundert Jahren bestand noch der Aberglaube, es gäbe Geister, welche bestimmten Menschen so ähnlich sähen, wie ein Spiegelbild, so daß Mensch und Geist nicht voneinander unterschieden werden könnten; der Geist hieß das „Zweite Gesicht", und sah Jemand Beide zugleich, so galt das als Vorzeichen eines schweren Unglücksfalles.

Ueber die Erscheinung konnte nicht weiter verhandelt werden, denn soeben traf die Botschaft ein, daß sich die Franzosen in allen jenseits gelegenen Dörfern regten; Fußgänger marschierten, Kanonen wurden gefahren, ein Reiterpiquet stellte sich am südlichen Ende der Brücke auf, — augenscheinlich bereiteten sich die Feinde vor, mit dem Ablauf des Waffenstillstandes sogleich einen kräftigen Streich zu führen, und nun galt es, Gegenmaßregeln zu ergreifen, um sich nicht überrumpeln zu lassen. Das war ein mühevoller Tag, reich an Aufregungen, und Luxem wiederholte sich zehnmal: „Ich habe es ja gewußt! Die kleine Hexe!"

Müde und abgespannt schritt am Abend Simbschen in die „Bürgerstube". Er hatte das Bedürfnis, zu ruhen und sich harmlos über gleichgültige Dinge zu unterhalten; nebenbei dachte er, es sei auch gut, mit den Spitzen der Bürgerschaft in wohlwollendem Verkehr zu bleiben; dann mußten sie um so eher bereit sein, ihn wieder mit Geld zu unterstützen.

„Wer weiß, wie lange wir noch beisammen sind! Schon die nächsten Wochen können mich abrufen", sprach er, „aber es freut mich, daß ich den Schweinfurtern das Zeugnis geben kann, sie haben brav gegen die Truppen

gehandelt, haben meine Soldaten gut verpflegt, und es ist, soviel ich mich entsinne, keine einzige Differenz vorgekommen."

Das sollten Zuckerplätzchen sein, wie sie ihm selbst vor wenigen Tagen durch den Achterherrn und Conditor Walz zugedacht worden waren; er calculierte: „Das Lob schmeichelt ihnen und thut ihnen so wohl, daß sie mir, wenn noch ein paar Tage um sind, gerne wieder etliche Hundert Gulden zukommen lassen werden." Allein diese List war so plump, daß sie von der ganzen Gesellschaft sofort durchschaut ward; die Schweinfurter waren Biedermänner, aber doch auch kluge Diplomaten und gaben sogleich zu verstehen, daß solche Flatterien keinen Eindruck auf sie machten.

„Wir hielten es für eine Versündigung an der Menschheit", erklärte der Assessor Thomas Fichtel, „wollten wir es die armen Soldaten entgelten lassen, daß sich die großen Herren nicht miteinander vertragen; sie haben genug auszuhalten und zu dulden."

„Gott sei Dank, die Schweinfurter haben ein gutes Herz", nahm der Senator Sixt das Wort, „und sind daran gewöhnt, von der Einquartierung warmen Dank zu empfangen. Im Jahre 97 lagen verschiedene Compagnieen Mitrowsky und Strasoldi ein ganzes Vierteljahr bei uns; als sie wegzogen, gab es Thränen bei Offizieren und Gemeinen, und Einer schlug einen Abschiedsgruß an das Rathaus, den Eure Excellenz noch in unserem Archive sehen können."

„Alle derartigen Dinge schreibe ich mir in mein Notizbuch ab", sprach der Syndikus Stepf, langte ein Octavheft aus seiner Tasche, blätterte einen Augenblick darin und reichte es dann aufgeschlagen dem Gaste mit den Worten: „Ist's gefällig, Herr General?"

Da fand nun Simbschen Folgendes:

„Lebet wohl, ihr edlen Bewohner Schweinfurts, die ihr euch vor vielen anderen Städten Deutschlands durch eure Gastfreundschaft und Höflichkeit an Mitrowsky, welches das Glück hatte, drei Monate hindurch in euren Ringmauern zu seyn, vorzüglich ausgezeichnet habt. Der Allerhöchste segne euch reichlich

dafür und entferne den Schauplatz jeder Kriege, die sich in Zukunft in Deutschland verbreiten werden, und die nichts als Verderben mit sich führen, von euren Gränzen.

Schweinfurt,
am 21. August 1797. F. C. Triebert,
Gemeiner von jenem Bataillon."

Und darunter stand: „Für die wörtlich getreue Copia: Heinrich Stepf, Syndikus."

„Recht schön", sprach Simbschen kleinlaut, denn er begriff, daß Leute, welchen solche Anerkennung zu Teil geworden, sich nicht beeilen würden, sein Lob durch blanke Dukaten zu vergelten; doch blieb er in trautem Gespräche stundenlang bei den Bürgern sitzen, und auf seinem Heimwege sagte er zu sich selbst: „Es ist ganz gut mit diesen Leuten auszukommen, solange man sie nicht anrührt; aber sie haben eine teufelmäßig empfindliche Haut, und sagen mag man, was man will: sie haben immer einen Trumpf in der Hand und spielen ihn frischweg aus. Hinunter kriegt sie Niemand."

Müde legte sich der General zu Bette, aber mitten in der Nacht entstand ein Höllenlärm; es ward gerufen, an die Hausthüre geklopft, und als der Herr Adjutant nachsah, war es ein Expreß, der auf schäumendem Rosse einen Befehl brachte, welcher ohne Säumen dem Commandierenden zu überreichen und von diesem zu öffnen war. Simbschen ward aus dem Schlafe geweckt und las nun einen Befehl, noch an demselben Tage nach Bamberg abzumarschieren und dort für den Wiederbeginn der Feindseligkeit sein ganzes Corps zu sammeln und zu vereinigen.

„Hier haben wir das Zweite Gesicht", meinte Luxem. „Es wird noch mehr kommen." Zeit, über dergleichen nachzudenken, blieb nicht, denn es gab noch sehr viel zu thun; den ganzen Donnerstag Vormittag hörte das Trommeln und Trompeten nicht auf, Compagnieen und Schwadronen rückten ab, der Feldmarschall-Lieutenant ließ sich's erst noch einmal im ‚Raben' gut schmecken und folgte dann nach der Mittagsmahlzeit mit seinem

Stabe den vorausgezogenen Truppen gen Bamberg nach. Vor Tische aber stellten sich der Scabinus Stolle und der Syndikus Stepf bei ihm ein, im Namen des Senates einen Abschiedsbesuch zu machen. „Uns war die Ehre zu Teil geworden, Eure Excellenz vor sieben Wochen im Namen der Stadt zu begrüßen“, sprach Stepf; „wir ließen es uns nicht nehmen, Ihnen, Herr General, auch beim Abschiede den Gruß der Bürgerschaft zu überbringen. Stets werden wir Sie in gutem Andenken behalten, denn Sie haben Zucht und Ordnung gehandhabt und die Einwohner nicht drangsaliert. Im Auftrag von Bürgermeister und Rat ersuchen wir Sie, dereinst in ruhigen Zeiten das alte Schweinfurt wieder zu besuchen und zu sehen, wie es sich im Frieden präsentiert; dann wird es erwünschte Aufgabe der Stadt sein, Ihnen zu beweisen, daß wir Nichts vergessen, und daß wir Edelsinn und Hochherzigkeit zu schätzen wissen.“

Dieser Stepf! Mit der ausgesuchtesten Höflichkeit bot er Erinnerungen, Wahrheiten, gute Lehren dar, die man lieber nicht gehört hätte, aber so, wie er sie offerierte, noch mit Dank acceptieren mußte.

Um ein Uhr sagte Simbschen seiner Quartiergeberin (wieder der Wittwe Lebküchner) Lebewohl, und diesmal schieden Beide in Frieden voneinander. Freundlich reichte ihm die Doctorin die Hand und sprach: „Viel Glück, Herr General, und viel Sieg! Zum Abschiede gestatten Sie mir noch die Bitte: Wenn der Friede errungen ist und keine Waffen mehr klirren, dann ruhen Sie einige Wochen unter meinem Dache aus, und seien Sie überzeugt, es wird mir eine Freude sein, Ihnen den Aufenthalt angenehm und behaglich zu machen.“

„Sie spricht, wie ein studierter Mann“, dachte Simbschen, „und sagt mir das Nämliche, wie der Syndikus! „Wenn du Nichts mehr befehlen darfst, dann komme wieder und sei unser Gast.“ Im Grunde genommen verkehrt sich's ja ganz gut mit den Leuten, wenn man sie zu behandeln versteht; aber sie sind doch eine eigene Rasse, diese Freireichsstädter.“

Der Abmarsch war diesmal auch anders, als am

8. September; die Zuschauer betrugen sich anständig, und viele grüßten in höflicher Weise; nur Luxem fühlte sich nicht wohl in seiner Haut: Unter der gaffenden Menge stand dicht am Rathause die junge Schreinersfrau, und am Mühlthore stand sie noch einmal, — das mußte natürlich Unglück bedeuten. Ueber Simbschen traf vierzehn Tage später die Nachricht ein, daß er am 3. December bei Kloster Theres mit seinen Szekler Husaren die Franzosen gotterbärmlich zusammengehauen, — von Luxem hörte man nie mehr etwas.

Nun gab es noch ein paar Tage tollen Treibens hin und her, die Zahl der in Schweinfurt verbleibenden Soldaten schmolz auf ein winzig kleines Häuflein zusammen, und dieses verschwand schließlich auch. Am Nachmittage des 26. November wurde noch ein Stück der langen Brücke abgeworfen, dann marschierten die Ueberbleibsel der Besatzung abends 7 Uhr gen Mainberg, nachdem sie alle Thore, Zugbrücken und Pforten der Stadt verschlossen hatten, damit ihnen kein Feind nachfolgen könne; die Schlüssel nahmen sie vorsichtiglich mit und gaben sie dem Mainberger Stadtschultheißen, der sie am nächsten Tage zurückbringen sollte. Als dem Rat gemeldet ward, die Thore seien geschlossen und die Kriegshelden mit den Schlüsseln in die Ferne gezogen, ließ er sogleich durch einen Schlosser alle Ein- und Ausgänge öffnen, die Thore durch Bürgerwache besetzen und traf seine Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung; und der Dorfschultheiß war freundlich genug und schickte sämmtliche Schlüssel noch in der Nacht herein zum Oberbürgermeister.

Die Stadt war wieder einmal auf zwei Tage ihr eigener Herr.

Die Franzosen.

Jetzt kam eine Zeit ununterbrochener Aufregungen, stets wechselnder Thatsachen und Anforderungen; es bedurfte der ganzen Energie und der ganzen Klugheit des Rates, das Schifflein zu steuern, daß es nicht im Sturme an Klippen und Riffen zerschellte; und die Bürgerschaft stand ihm treu zur Seite, fügte sich in das Unvermeidliche und trug und that, was im Interesse der Stadt getragen und gethan werden mußte.

In der Nacht vom 28. auf den 29. traf ein Bote ein, welcher für den nächsten Vormittag die Ankunft der Franzosen bekannt gab; mit dem Glockenschlage elf Uhr erschienen sie, und sofort begab sich der Herr Commissär Germain auf das Rathaus und teilte dem Senate mit, es seien binnen einer Stunde 27000 Pfund Brod, 3000 Maß Branntwein, 3000 Rationen Hafer und Heu, 40 gemästete Ochsen und 250 Paar neue Schuhe einzuliefern, — Alles bei Vermeidung der Zwangseintreibung. Als diese haarsträubende Forderung von den Vätern der Stadt besprochen wurde und Jeder sich sagen mußte, daß es eine Sache der Unmöglichkeit sei, solche Quantitäten von Brod und Branntwein in einer Stunde abzuliefern, da sie factisch nicht vorhanden seien, meinte der Schöffe Segnitz: „Ich denke, wir versuchen es zuerst in Güte, die Forderung auf ein vernünftigeres Maß herabzumindern; vielleicht gelingt es, dem Commissär zu der Ueberzeugung zu verhelfen, daß er auch mit weniger auskommt. Haben wir doch schon mehr als einmal erlebt, daß solche Leute eine ganz andere Ansicht der Sachlage gewannen, wenn sie die Dinge durch unsere Brille betrachteten, — vorausgesetzt natürlich, daß die Brille in Gold gefaßt war."

„Wir haben 60 Mann Stadtsoldaten", äußerte sich

der Bürgermeister Cramer, „die können wir nicht marschieren lassen; es bleiben also nur drei andere Mittel, solche Anforderungen zu bekämpfen: das Douceur, — Bitten und Flehen, — passiver Widerstand, und ich bin auch der Ansicht, daß wir es zuerst mit dem Trinkgeld versuchen, — vorausgesetzt, daß sich Einer von euch findet, der bereit ist, mit Germain zu accordieren."

Wie zu erwarten, fand sich Einer; und für 100 Laubthaler (das waren 600 Livres) sah der Herr Commissär jetzt klärlich ein, daß er mit 5000 Pfund Brod, 700 Maß Branntwein und 6 Ochsen auch ausreichte und auf das Uebrige verzichten konnte; und dem Burschen, der die 6 Ochsen aus dem städtischen Viehstalle auswählen sollte, sagte man: „Du brauchst dich nicht zu bemühen, wir führen dir die sechs Stück zu", und drückte ihm zwei Kronenthaler in die Hand; da war er es zufrieden, sah nicht, daß er sechs kleine magere Rinder erhalten hatte, und konnte auch nicht verraten, daß die Stadt noch einen recht schönen Viehstand besaß und stattliche, fette Ochsen aufzuweisen im Stande war. Wie der Herr, so der Knecht; ließen sich die Hochstehenden in ihren goldgestickten Uniformen bestechen, so hielten Alle — bis zum letzten Troßknechte — die Hand auf und waren für Geld zu jeder Gefälligkeit bereit.

Nachmittags kamen noch Scharen aller Truppengattungen in die Stadt, zahlreiche Offiziere jeden Ranges, und unter den Höchstgestellten waren wieder solche, die da sagten: „Geben ist seliger, Nehmen ist fröhlicher"; der Herr Generallieutenant Duhesme befahl, daß ihm (außer vielen anderen Dingen, die er sogleich brauchte) binnen zehn Tagen 2000 Soldatenmäntel und 2000 Paar Schuhe abgeliefert würden, dann in weiteren fünfzehn Tagen noch einmal je 3000.

„Herr General", erklärte der Syndikus Stepf, „das ist eine Forderung, welche Schweinfurt absolut nicht erfüllen kann, und wenn Sie uns Alle mit dem Tode bedrohen. Nach dem, was wir heute bereits geliefert haben, sind wir völlig außer Stande, Ihren Befehlen zu willfahren."

„Was ich nicht bekomme, das nehme ich mit Gewalt“, entgegnete Duhesme.

„Ja, Herr General“, nickte Stepf mit pfiffiger Miene, „wenn es da ist. Auf einen wirklich leeren Sack aber können Sie klopfen, solange Sie wollen, es wird kein Pfennig herausfallen, und wenn Sie Einem, der nur zwei Livres besitzt, mit dem Tode drohen, weil er Ihnen nicht zehn gibt, — Sie können ihn erschießen lassen, bekommen aber davon doch keine zehn Livres.“

„Kein Wort weiter“, rief der Offizier, „in 10 Tagen werden mir 2000 Mäntel und 2000 Paar Schuhe abgeliefert. Sie sind entlassen.“

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Herr General, und es sollte mir nur leid thun, wenn die Truppen ohne Mäntel frieren müßten, denn wir können keine liefern.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Syndikus; man hatte zehn Tage vor sich, da konnte sich Manches ändern; zu Kreuz zu kriechen war immer noch Zeit, also versuchte man es vorerst mit dem passiven Widerstande.

Das war am 29. November; am 2. December traf abends der Divisions-General und Chef des Generalstabs Andreossy ein, und allsogleich machten ihm Cramer, Stepf und Merck im Namen der Stadt die Aufwartung, empfahlen ihm die schwer bedrängte Bürgerschaft, und als sie sahen, daß sie einen rechtschaffenen uud edlen Mann vor sich hatten, benutzten sie die Gelegenheit, Duhesme's übermäßige Forderung seinem Urteile zu unterbreiten und um Schonung der verarmten Einwohner zu bitten. Andreossy hörte Alles mit Aufmerksamkeit an, dann sprach er in wohlwollendem Tone: „Meine Herren, es ist nicht das Ziel der französischen Republik, den Völkern Leiden und Drangsal zu bringen, sondern Freiheit und Frieden; man hat uns den Krieg aufgezwungen, und wir müssen ihn nun siegreich durchfechten; die Truppen müssen erhalten werden, aber die Lasten sind billig, mit allen möglichen Rücksichten zu verteilen und nicht auf schwache Schultern zu legen. Leider kommen im Sturm der Er-

eignisse auch ungerechte Forderungen vor, — das ist menschlich; aber es ist mir lieb, daß Sie mir die Angelegenheit mitgeteilt haben, bitte, notieren Sie mir die Facta auf ein Blatt und bringen Sie mir es baldigst her, aber vergessen Sie nicht: In einer Stunde muß ich wieder abreisen. Leben Sie wohl, meine Herren! Möge es Ihrer Stadt gut ergehen."

Wie ein Blutvergießer lief Stepf nach Hause, entwarf dem General eine klare, übersichtliche Zusammenstellung dessen, was die Stadt bereits geleistet und jetzt noch zu tragen hatte, brachte sie ungesäumt an ihre Adresse, — um 8 Uhr reiste Andreossy ab, und am 7. December trafen morgens in aller Frühe aus Kloster Eberach zwei sehr artige Schreiben Andreossy's und seines General-Commissärs Marchant ein, deren kurzer Inhalt war, daß die Requisition Duhesme's erlassen und niedergeschlagen sei; — es wurden keine 5000 Soldatenmäntel geliefert.

Aehnliches gelang noch manchmal, und man ließ sich auch nicht Angst machen, wenn zuweilen recht grobe Drohbriefe geschrieben wurden. Mit den Soldaten selbst verkehrte es sich im Ganzen gut, es kamen keine Gewaltthaten, Uebergriffe und Diebstähle vor, nur war die Last der Einquartierung an und für sich eine schwer drückende. Zuweilen war die Stadt so vollgepfropft, daß die vermögenderen Einwohner 20, ja 25 Mann im Quartier hatten; für alle mußte gekocht und wenigstens ein Strohlager bereitet werden. Dann kamen wieder Tage, an welchen nur zwei Hundert in der Stadt waren, so daß auf vier bis fünf Häuser Ein Mann kam. Am 29. November waren die Franzosen eingezogen, am Abend des 30. gaben die Offiziere im ‚Raben' einen glänzenden Ball, luden sämmtliche Honoratioren der Stadt dazu ein und benahmen sich mit ausgezeichneter Höflichkeit gegen Herren und Damen. Wären die Commissäre mit ihren übermäßigen Forderungen nicht gewesen, es hätte sich schon auskommen lassen; die Truppen waren nicht von dem Schlage derer, die Anno 96 Mortier mitgebracht hatte, und die höheren Offiziere anständig und human. General Barbou z. B.

sprengte mit seinem Adjutanten die Oberegasse hinauf nach dem Ledermarkte zu; mitten in der Straße standen vier Bauern in eifrigem Gespräche, — auf den Zuruf des Generals sprangen drei auf die Seite, einer aber, welcher fast taub war, blieb stehen und ward in Folge dessen umgeritten. Barbou hielt sein Pferd an, ritt zurück, stieg ab, erkundigte sich bei dem Bauern, ob er nicht verletzt sei, und reichte ihm einen Kronenthaler, damit er auf den Schrecken ein Glas Wein trinke.

Die enormen Kosten der Stadt zu bestreiten, hielt der Rat viele eingehende Besprechungen und sah sich schließlich genötigt, ein Zwangsanlehen bei der Bürgerschaft auszuschreiben. Wer jährlich
1, 2 oder 3 Gulden Steuer bezahlte, mußte der Stadt
das 25fache vorstrecken,
4, 5 oder 6 das 30fache,
7, 8 „ 9 „ 35 „
10, 11 „ 12 „ 40 „
13, 14 „ 15 „ 45 „
16, 17 „ 18 „ 50 „
19, 20 „ 21 „ 55 „ .
Wer 2 Gulden Steuer entrichtete, hatte gegen 5 Procent Zinsen der Stadt 50 Gulden zu leihen; aber wer 20 bezahlte, hatte nicht 500, sondern 1100 vorzuschießen; die Unvermögenden, deren jährliche Steuer weniger als einen Gulden betrug, wurden zu dem Anlehen nicht herangezogen; daß die Scala eine steigende war, fand Jedermann für gerecht und selbstverständlich.

Solches wurde am 6. December beschlossen, und der Rat ward in jeder Weise unterstützt durch den neuen Platzcommandanten, den braven Tripe. Dieser veröffentlichte, mit was sich der Soldat an Kost begnügen müsse; wer mehr verlange, oder im Magazin gefaßtes Brod verkaufe, statt es mit zu seinem Quartiergeber zu bringen, solle exemplarisch gestraft werden; und als am 10. wieder vierhundert Mann sich hier einlogieren wollten, schickte sie Tripe ohne Weiteres fort: die Bürgerschaft sei absolut außer Stande, noch weitere Gäste zu füttern, und die Stadt ohnehin schon stärker belegt, als es für

den Gesundheitszustand gut sei. Was von den Verpflegungs-Commissären in die Magazine gefordert wurde, suchte er auf jede Weise herabzumindern, und als er am 11. December abreiste, machte ihm eine Deputation des Magistrats den Abschiedsbesuch und bat ihn, ein Ehrengeschenk von hundert Laubthalern anzunehmen. Die ganze Besatzung marschierte mit ab; Tags darauf rückte der neue Commandant Albertini mit 200 Mann ein, die Zustände wurden immer erträglicher, die Verhältnisse freundlicher; in kameradschaftlichem Verkehr liefen Bürgerssöhne und Soldaten miteinander Schlittschuhe, fuhren bei starkem Schneefall Schlitten; sobald die Nacht angebrochen war, trug Jeder (Civil und Militär) eine brennende Laterne, und den Einwohnern wurde die Last nach Möglichkeit erleichtert.

„Nur, was durchaus unentbehrlich ist“, sagte Albertini, „darf von dem Bürger verlangt werden“, und in Beobachtung dieser Regel ging er den Seinen mit dem besten Beispiele voran. General Augereau schrieb, er solle 200 Soldatenmäntel von der Stadt fordern und einsenden; er aber antwortete, Schweinfurt habe zu viel gelitten und sei nicht mehr im Stande, solchen Anforderungen zu genügen. Für den Dienst in der Stadt beanspruchte er nur elf Mäntel für die ausgestellten elf Schildwachen, denn es war schneidend kalt; wurde der Posten abgelöst, so ging der Mantel auf den folgenden über, und als am 22. December der Platzcommandant mit der ganzen Besatzung abzog, gab er die elf Stück mit Dank zurück und sprach: „Diese können Sie noch öfter verwenden; es brauchen nicht jedesmal neue gemacht zu werden.“ Er besaß nur ein einziges Paar Stiefel; als diese geflickt werden mußten, blieb er den Tag über zu Hause und kam bei seinem Quartiergeber in niedergetretenen Hausschuhen zu Tische; am Tage vor seiner Abreise machte er einen höflichen Abschiedsbesuch bei dem Amtsbürgermeister, dankte für bereitwilliges Entgegenkommen und ließ gesammte Bürgerschaft grüßen.

Da die vier Bürgermeister von Vierteljahr zu Vierteljahr mit dem Vorsitze wechselten, war jetzt Doctor juris

Johann Volpert Eber an der Regierung, ließ sogleich nach jenem Besuche den gesammten Rat einrufen und unterbreitete ihm die Frage, ob dem braven Albertini nicht ein Ehrengeschenk bewilligt werden solle, wie man es kürzlich dem rechtschaffenen Tripe überreicht hatte.

„In dergleichen Dingen bin ich mir noch nicht recht klar", äußerte sich der Assessor Stößel; „er hat uns nicht geschröpft, nicht geschunden, — dafür soll er eine Belohnung bekommen."

„Mir geht es auch gegen mein Gefühl, daß man die Ehrlichkeit bezahlen soll", sprach der Achterherr Georg Schuler. „Man gibt doch Niemandem eine Belohnung dafür, daß er nicht betrogen, nicht gestohlen hat."

„Nicht einmal, wenn Einer wirklich Gutes thut, hat er ein Extra-Douceur zu verlangen", erklärte Wilhelm Krauß. „Wieviel Sorge und Verdruß, wieviel Last und Arbeit haben unsere Bürgermeister, — hat man ihnen schon einmal ein Präsent angeboten?"

„Wir thun unsere Pflicht und Schuldigkeit", bemerkte Kaspar Cramer, „nehmen aber keine Trinkgelder an. Es braucht sich Niemand besonders zu bedanken, wenn wir thun, was unseres Amtes ist."

„Ich denke, man muß die Sache so auffassen", sagte der Schöffe Dürbig: „Wenn Einer nicht erpreßt, ist er darum noch keines Lobes wert; aber wenn das Erpressen in seinem Stande Sitte ist, und er es ungestraft üben kann, es aber dennoch unterläßt, muß man anerkennen, daß er besser ist, als seine Standesgenossen, daß er der Versuchung zu widerstehen weiß. Durch eine Ehrengabe wird bei einem solchen Manne das Ungewöhnliche seines Charakters anerkannt."

„Ja; und dazu gehört auch die Teilnahme an dem Schicksal der Stadt", fügte Bürgermeister v. Berg hinzu, „das Mitgefühl für Wohl und Wehe der Bürgerschaft. Albertini ist ohne Zweifel ein edler Mensch, das kann ihm Niemand abstreiten."

Mit diesem Urteile waren Alle einverstanden, aber eine Majorität für das Ehrengeschenk wollte sich nicht finden. Montag, den 22. December, morgens um 8 Uhr,

marschierte Albertini mit der ganzen Besatzung das Thor hinaus, nicht ein einziger fremder Soldat blieb in der Stadt, und an diesem Tage kamen auch keine Durchmärsche vor. Wie war es auf einmal wunderbar still in dem alten Schweinfurt, und wie leer auf den Straßen!

Das Treiben bisher war ein zügelloses, tolles gewesen, bei dem Alles aus Rand und Band ging. Trommelschlag ertönte, der schwere Tactschritt der Bataillone ließ sich hören, — die Handwerksgesellen warfen Hobel und Säge, Hammer und Feile hin, die Dienstmagd lief mit dem Staubbesen in der Hand an die Hausthüre, und Alle gafften: Ein französisches Infanterie-Regiment mit hohen Knie-Gamaschen, blinkenden Raupenhelmen und dicken roten Fransen-Epauletten kam vom Oberenthore her und marschierte das Mühlthor wieder hinaus. Eine Stunde später schmetterten die Trompeten, — wieder rannten Alle nach den Fenstern und der Hausthüre, — diesmal waren es schmucke Lanzenreiter, hellblau, rot und weiß, mit zweifarbigen Federbüschen auf den viereckigen Ulanenmützen. Kaum war die Arbeit wieder aufgenommen, wurde plötzlich Generalmarsch oder, wie es damals hieß, Vergatterung geschlagen, und nun war es ganz natürlich, daß man auf den Marktplatz lief, um zu sehen, ob Gefahr drohe, oder ob es sich bloß um die oft wiederkehrende Alarmierung der Besatzung handle, damit diese stets wachsam und marschfertig sei. — Meister und Meisterin, Kinder, Gesellen und Lehrling saßen bei Tische, da erscholl die türkische Musik, Schellenbaum und große Trommel, — selbstverständlich wurde der Löffel hingelegt, man staunte die stattlichen Grenadiere an, und erst nach und nach fand sich die Familie wieder zusammen, die unterdessen kalt gewordene Suppe vollends zu verzehren.

So war es seit geraumer Zeit gegangen; wie anders war es an diesem Montage! Es gab Nichts zu sehen, ruhig und still blieb es auf dem Marktplatze; nachmittags um 3 Uhr zogen wieder die Stadtsoldaten auf die Hauptwache, die Trommler und Pfeifer schlugen und trillerten den alten, wohlbekannten Marsch, — da

ward es manchem Bürger ganz eigen zu Mute; aus vielen Herzen stieg der flehende Wunsch gen Himmel: „Friede! Friede!“ und als am Abend Retirade geblasen und getrommelt ward, da sagte man sich mit Wohlbehagen und Befriedigung: „Unser Zapfenstreich!“

Das Weihnachtsfest und der Schluß des Jahrhunderts.

Frömmer, mit innigeren Gefühlen, als diesmal, war das Christfest seit Jahrzehnten nicht gefeiert worden; die Ruhe in der Stadt wirkte wunderbar auf das Gemüt. Es war am Spätnachmittage, der Abend dämmerte; geschäftig eilten liebende, sorgende Mütter über die Straßen, hier und da noch ein kleines Geschenk für die fröhlich hoffenden Kinder einzukaufen, — bescheiden ging es damals her in jedem Hause, zu großen Gaben und glänzenden Festen fehlten allerwärts die Mittel; jetzt fingen die Glocken an zu läuten und riefen zum Abendgottesdienste. In dichten Scharen strömten die Gläubigen nach dem Hause des Herrn; in frommer Andacht hörten sie das Wort des Predigers, und tief klang es in ihre Seele: „Friede auf Erden!“ Am ersten Adventssonntage waren höchstens zwanzig Personen in der Kirche gewesen; öde und leer standen damals die geweihten Hallen, die Not des Lebens ließ an nichts Höheres denken; heute aber war die rechte Weihnachtsstimmung vorhanden bei Hoch und Niedrig, und als nach Schluß des Gottesdienstes sich allmählich hier, da und dort die Fenster erhellten, die Lichtlein angezündet wurden, die Christbäume flimmerten, da traten in manches Auge Thränen — der Wehmut, der Sehnsucht und auch der Hoffnung.

Der erste Feiertag weckte auf's Neue ein beseligendes Gefühl. Mit dem Gymnasium war ein Alumnat verbunden: 16 Söhne dürftiger Stadtbürger erhielten im Gebäude selbst Wohnung, Kleidung und vollständige Verpflegung; die Kosten wurden von der Stadt, von Stiftungen und direct von der Bürgerschaft getragen. Sonntags morgens sangen die Knaben vor den Häusern Choräle und erhielten dafür ein kleines Geldgeschenk; allein dies war unterblieben, solange das fremde Kriegsvolk in der Stadt war, und mußte unterbleiben, wollte man nicht empörender Auftritte gewärtig sein: am Morgen des Christfestes ertönten auf einmal wie in alter Zeit die hellen Kinderstimmen, freudig schallte es zum Himmel: „Ehre sei Gott in der Höhe!" alle Fenster wurden geöffnet, und ein Gefühl durchströmte jede Brust: „Wir sind wieder in Schweinfurt." —

Der Frühgottesdienst war vorüber, aber es erschienen noch drei Paare in der Johanniskirche, den Bund der Ehe feierlich segnen zu lassen; und unter diesen war auch Gretchen Werner, die glückselig, das schmückende Kränzlein im Haar, neben ihrem Heinrich daher schritt. Der Verlobte war Schneider, seit drei Wochen Meister, und diesmal hatte Kathi die Anordnung und auch die Ausführung des ganzen Festes in die Hand genommen; sie hatte das Mittagsmahl gerichtet, aß mit ihrem Manne bei der Schwester, und diesmal gab es keine Thränen. Die beiden jungen Paare, welche einander so nahe standen und so innig vertraut waren, fühlten sich durchaus glücklich, und hätte sie Jemand gefragt: „Was fehlt euch noch? Was wünschet ihr euch?" so würden sie ihn befremdet angeschaut und geantwortet haben: „Was uns fehlt? Nichts. Was wir wünschen? Daß es immer so bliebe." Das war das Glück der Genügsamkeit.

Als Suppe und Kartoffelgemüse verzehrt waren, brachte Kathi, noch ehe sie den Braten auftrug, aus der Küche auf einem Teller einen blanken Dukaten, präsentierte ihn der Schwester und sprach dazu: „Das schickt dir der General v. Simbschen, weil du ihm den Staub abgeklopft hast." Erstaunt blickte Gretchen auf, wußte

nicht, wie das zu verstehen war, und fragte stockend: „Der General? Was? Der ist doch nicht hier?“

„Nimm's nur“, entgegnete lachend Kathi. „Närrchen, begreifst du denn das nicht? Es kommt von dem Herrn Syndikus; er hat dir ja bei meiner Hochzeit versprochen, du bekämest auch einen Dukaten, das hast du aber in den vierthalb Monaten wieder vergessen.“

Nun kam das Gespräch auf Gretchens bisherige Herrschaft, und Alle waren einstimmig im Lobe des Stepf'schen Ehepaares. Damals war die Stellung der Dienstboten noch eine ganz andere; sie gehörten mit zu der Familie, fühlten sich als Glieder derselben, und auf beiden Seiten fand aufrichtige und ehrliche Teilnahme statt; der Syndikus hatte seiner bisherigen Magd eine tüchtige Aussteuer gegeben (freilich kein Sopha und keine silberne Tortenschaufel oder Zuckerzange, aber brauchbares Küchengeschirr) und war auch eingeladen worden, nebst seiner Gemahlin den Hochzeitskaffee mit zu trinken und den Kuchen nicht zu verschmähen. Beide hatten bereitwillig zugesagt, denn das waren sie nach ihrer Ansicht einem treuen Dienstboten schuldig.

Den Kaffee lernten die Schweinfurter erst 1759 kennen, er war auch am Ende des Jahrhunderts noch ein teures Getränk; zum Frühstück hatten Taglöhner, Weinbergsleute und geringere Handwerker Branntwein und Schwarzbrod, nur die Wohlstehenden tranken Kaffee, nachmittags kam er nur bei festlichen Gelegenheiten vor. —

Als das Mittagessen beendigt war, gingen die Schwestern miteinander in die Küche, sogleich das Geschirr zu spülen, und die jungen Schwäger unterhielten sich im Zimmer; auf einmal klopfte es an der Thüre, und herein trat der Syndikus. Die beiden Meister erschraken, denn der Kaffee kam noch lange nicht, und es war doch fatal, einen solchen Mann warten zu lassen; aber die Verlegenheit dauerte nicht lange, denn Herr Stepf sprach sogleich: „Meister, ich komme, mich zu entschuldigen, daß ich nicht beim Kaffee sein werde; soeben sind wir vom Amtsbürgermeister Eber auf das Rathaus entboten worden, und die

Pflicht — nun, das versteht sich ja von selbst — die geht vor. Wenn es nur nichts gar zu Schlimmes ist, was uns mitgeteilt wird; seit einigen Tagen schwirren mancherlei Gerüchte in der Luft. Meine Frau kommt jedenfalls, und ich habe ihr auch gesagt, sie soll ein Stück Kuchen mehr essen — auf meine Rechnung. Dann habe ich aber noch etwas: Einem braven Manne bringt man am Hochzeitstage gerne Arbeit in's Haus, — ich möchte einen Mantel angemessen haben; es ist kalt, er thut mir not, unter Umständen muß ich ihn aber sehr schnell haben, denn es kann ja sein, daß ich verreisen muß (hoffentlich nicht nach Wien oder Paris), das hängt eben davon ab, was wir hören werden."

Der Mantel war angemessen und der Syndikus in die Sitzung geeilt, aber zur versprochenen Zeit erschien seine Frau zum Festtagskaffee und saß stundenlang bei den jungen Leuten; es ward von vielerlei Haushaltungsangelegenheiten gesprochen, Kathi und Gretchen lauschten den wohlwollenden und vernünftigen Worten der erfahrenen Dame, und diese war weit entfernt, ihre gesellschaftlich höhere Stellung geltend zu machen, sondern behandelte ihr bisheriges Dienstmädchen, wie sie etwa eine verheiratete Tochter behandelt haben würde. Um vier Uhr ließen sich die ehernen Zungen vernehmen; es ward eine volle Stunde, bis fünf Uhr mit allen Glocken geläutet; die wackere Frau Stepf ging nach Hause, die jungen Leute öffneten ein Fenster, um den Glockenton voller und kräftiger zu vernehmen, — so saßen sie da, jedes Paar Hand in Hand, und fühlten, daß sie glücklich waren. Kathi und Gretchen bereiteten ihren Männern den Himmel auf Erden, als unheilbringendes „Zweites Gesicht" hat sich keine von ihnen je gezeigt. —

Noch während des Läutens kam der Syndikus Stepf aus dem Rathause zurück. „Nun, was ist's?" fragte seine Frau.

„Was wird's sein", antwortete er müde, „wir kommen immer tiefer, immer weiter hinab. Oesterreich zögerte, einen den Franzosen zusagenden Frieden zu bewilligen, da kündigten diese den Waffenstillstand auf, das Schwert

ward wieder gezogen, General Moreau schlug die Kaiserlichen am 3. December bei Hohenlinden, dann bei Lauffen, ging in Eilmärschen über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis Linz vor und steht jetzt noch 10 Meilen von Wien entfernt. Was ist nun die Folge? Oesterreich muß wieder um einen Waffenstillstand bitten, und ganz natürlich machen die Sieger jetzt größere Ansprüche als vor einem Halbjahre; damals überließ man ihnen das linke Mainufer, das rechte behielten die Kaiserlichen, — bei einer nun abzuschließenden Waffenruhe werden sie auch das rechte haben wollen, und wer will es ihnen vorenthalten? O, ich sehe es schon lebendig vor mir, wie Duhesme und Consorten hier einrücken auf Grund des Uebereinkommens. Damals, im Parsdorfer Vertrage, wurden ihnen Regensburg, Philippsburg, Ulm und Ingolstadt zu ihrer Sicherung übergeben, — jetzt werden sie noch mehr Plätze verlangen, — vielleicht auch Würzburg; warum nicht? Es ist himmelschreiend! Und das Ende vom Liede ist denn doch, daß Kaiser Franz Friede machen muß auch ohne die Einwilligung der selbstsüchtigen Engländer; die Bedingungen werden aber viel schwerer sein, als sie im Juli gewesen wären. Der Blick in die Zukunft ist ein sehr trauriger, schwarz liegt Alles vor uns."

„Ja, das sind Feiertage!" seufzte die Frau, holte ihr Gesangbuch aus der Kommode, zündete ein Talglicht an, setzte sich an das Tischchen und las andächtig einige Kirchenlieder „In Kriegsnöten". —

Am zweiten Feiertage war wieder Ratssitzung, denn empörende Forderungen waren eingelaufen, und es war um so schwieriger, einen Beschluß zu fassen, da man nicht wissen konnte, was von den kriegführenden Mächten zunächst geschehen würde. Die Kinder spielten mit ihren Christgeschenken und waren glücklich; Jünglinge und Jungfrauen lebten nur in der Gegenwart und machten sich keine Sorge um die Zukunft; die erfahrenen, denkenden Bürger aber waren sehr ernst. Der 27. und der 28. gingen still vorüber, und als auch am 29. und 30. keine Unglücksbotschaft eintraf, kehrte allmählich Ruhe

in die Gemüter ein, die Jugend freute sich auf die Sylvesternacht und das Geschrei: „Prost Neujahr!“ Hier und da wurden Pläne gemacht zu Feuerwerk, und eine regelmäßig im Gasthofe ‚Zur Sonne‘ verkehrende Gesellschaft beschloß, das Jahrhundert mit besonderen Festlichkeiten zu Grabe zu tragen, das neue Säculum mit Sang und Klang zu begrüßen; die „alte Zeit“ (ein Strohmann) sollte unter Lust und Scherz öffentlich verbrannt, die „neue Zeit“ mit Jubelgeschrei durch die Straßen gefahren werden; ein Maskenzug mit Fackeln und voranschreitender Musik sollte das neunzehnte Jahrhundert einführen, — die Lebenslust regte sich wieder in den Herzen: da fuhr am letzten Tage des Jahres ein Blitz hernieder, welcher Alles zerschmetterte.

Am 31. December morgens in aller Frühe sprengte der junge Herr von Simbschen in vollem Galopp in die Stadt und verkündete dem Amtsbürgermeister, er sei als Courier auf dem Wege nach Würzburg, die Bedingungen des Waffenstillstandes dort kund zu geben; am ersten Christfeiertage sei zu Steyer eine Waffenruhe verabredet worden, um — ohne weitere Rücksicht auf England — einen definitiven Frieden zu verabreden; die Franzosen besetzten ganz Franken, und zugleich würden ihnen die Festungen Würzburg, Braunau, Kuffstein und Scharnitz übergeben; Würzburg solle noch im alten Jahre den Feinden ausgeliefert werden.

Das war eine Schreckensnachricht! Doctor Eber ließ sogleich den Rat zusammenrufen, teilte die Botschaft mit, und der Syndikus bemerkte ernst und betrübt: „Das war vorauszusehen, aber schrecklich ist's! Mit enormen Kosten hat man die Festung ausgebessert, mit allem Nötigen reichlich versehen; einen ganzen Monat wurde sie belagert, beschossen, geängstigt, — sie ergab sich nicht, die tapfere Besatzung — zu der ja auch das Schweinfurter Contingent unter unserem braven Oberlieutenant Seyfferth gehört — schlug jeden Angriff zurück, machte einen Ausfall nach dem anderen; die Geschütze waren meisterhaft bedient, — Herr Gott, wie pfefferten sie vom Schneiderwall und von der Teufelsschanze in die Feinde hinein!

— nun ist Alles umsonst! Die stolze Marienburg ist nicht gefallen, sie wird ausgeliefert."

„Mit Gewalt konnte sie der Feind nicht nehmen", bemerkte der Assessor Stößel, „sie wird ihm aber auf dem Präsentierbrett dargebracht." —

„Ich glaube nicht, daß man Sylvesterscherze geradezu verbieten soll", äußerte dann der Schöffe Dürbig; „es wird ohne Zweifel Jeder von uns in seinem Kreise so viel als irgend möglich dahin wirken, daß in so ernster Zeit und bei der Aussicht auf eine recht schwere und traurige Zukunft nicht zu viele Possen und Narrheiten getrieben werden", und damit waren Alle einverstanden.

Schnell war die betrübende Neuigkeit in der Stadt verbreitet, die Gesellschaft aus der ‚Sonne' führte keine Maskerade auf, es gab weder Feuerwerk, noch Fackelzug, als aber die Glocken zum Sylvestergottesdienst riefen, eilten Jung und Alt in das Gotteshaus, und feierlich durchtönte der Gläubigen Chor die weiten Hallen:

Schließ zu die Jammerpforten
Und laß an allen Orten
Nach so viel Blutvergießen
Des Friedens Ströme fließen.
Sprich deinen milden Segen
Zu allen unsern Wegen,
Laß Großen und auch Kleinen
Des Friedens Sonne scheinen.
Das wollst du, Gott, uns geben,
O unsers Lebens Leben!
So segne, so bewahre,
So hilf im neuen Jahre! —

Die gewöhnlichen Besucher der „Bürgerstube" kamen auch an diesem Abend zusammen, es herrschte aber eine ungewöhnlich ernste, ja schwermütige Stimmung in dem trauten Freundeskreise, und die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Nach einer langen, unbehaglichen Pause begann der Conditor Walz: „Mein Großvater erzählte uns oft von der Neujahrsnacht von 1700 auf 1701; damals ging es bunt und toll zu, Freude, Jubel und

Ausgelassenheit beherrschte Alt und Jung; übrigens kam auch ein Unglück vor: durch das Zerspringen einer kleinen Kanone ward ein Menschenleben vernichtet. Unter umgestürzte, leere Fässer wurden angezündete Feuerwerkskörper geworfen, die dann ein entsetzliches Gekrach hervorbrachten; die jungen Burschen zogen ihre Röcke und Wämser verkehrt an, das Futter nach außen, und wanderten so, singend und schreiend, Arm in Arm durch die Straßen."

„Das war eine Maskerade, die man nicht kostspielig nennen kann", bemerkte Kaspar Schöner, „aber damals waren andere Zeiten; heutzutage vergehen uns solche Possen. Fast neun Jahre lang dauert nun der Krieg, mit dem uns Frankreich in Not und Elend bringt."

„So mußt du nicht sagen, Kaspar", unterbrach ihn der Consulent Merck. „Frankreich hat Nichts von uns gewollt, sondern Oesterreich und Preußen haben Anno 92 von den Franzosen kategorisch verlangt, daß sie die Rechte des Königs wiederherstellten, und ließen ihre Truppen an die französische Grenze marschieren; in Paris wollte man sich aber keine fremde Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs gefallen lassen, wies die Forderung entschieden zurück, und so kam es zum Kriege, obwohl der König Ludwig XVI. selbst in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser den Frieden zu erhalten versucht hatte."

„Ich lasse mir auch von Niemand in meine Angelegenheiten hineinreden", erklärte der Assessor Stößel; „meine Haushaltung, mein Geschäft geht keinen Menschen auf der weiten Welt etwas an, ist ganz allein meine Sache."

„Die Franzosen hatten es eben gegen die königliche Familie etwas stark getrieben", fügte der Senator Weinich bei.

„Betrachte nur auch die andere Seite, Fritz", nahm Stößel wieder das Wort. „Alle Lasten des Staates lagen auf den Schultern des Bürgers und des Bauern; der Hof führte ein üppiges, gottvergessenes Sündenleben; die adeligen Herren bankettierten und schwelgten in Saus

und Braus, aber Bürger und Bauer mußten deren Lustbarkeiten bezahlen und durch erdrückende Steuern alle Ausgaben allein tragen; der Adel gab noch nicht einen viereckigen Heller dazu. Während Teurung herrscht und das Volk nicht weiß, woher es Geld nehmen soll, sich an Brod satt zu essen, kauft am königlichen Hofe die Gräfin de Lamothe ein Diamantenhalsband für eine Million und achtmalhunderttausend Livres. Der Frau Königin fällt es mitten im Sommer ein, daß sie Schlitten fahren will; weil aber selbstverständlich kein Schnee da ist, werden Tausende von Zentnern Salz gekauft, alle Straßen von Versailles handhoch damit bestreut, und lustig unter Schellenklang wird Schlitten gefahren; allergnädigst wird dann dem Volke erlaubt, daß es von dem Salze, welches die königlichen Rosse zerstampft haben, mit nach Hause nimmt und in seine Wassersuppe wirft. Wer da kalt bleibt, muß Fischblut in den Adern haben."

„Womit jedoch die Greuelthaten nicht gerechtfertigt werden sollen, welche die Zeitungen uns berichten", erklärte Weinich.

„Selbstverständlich", bestätigte Stößel. „Aber wenn der Kampf auf Leben und Tod einmal begonnen hat, die Leidenschaft erregt ist, die Wut im Herzen kocht: dann werden die Schläge nicht mehr gezählt, die Hiebe hinüber und herüber nicht mehr abgemessen. Wir entsetzen uns vor dem Menschen, welcher zum reißenden Tiere geworden ist, aber Schmach auf das Haupt dessen, der ihn so lange mißhandelt und gereizt hat, bis er zur Bestie geworden!" —

Wieder folgte eine längere Pause, bis der Archidiakonus Voit das Wort ergriff. „Es ist doch ein mächtiger Gedanke", sprach er, „daß in wenig Stunden nicht nur ein Jährlein endet, sondern ein ganzes Jahrhundert in das Meer der Ewigkeit dahingegangen. Und welche Ereignisse brachte uns das achtzehnte Säculum! Zuerst den spanischen Erbfolgekrieg, der vierzehn Jahre lang in Deutschland ausgefochten wurde; dann den polnischen Thronfolgekrieg; darauf die drei schlesischen Kriege; gleich nachher den bayerischen Erbfolgekrieg und zum Schlusse noch die Kämpfe mit den Franzosen! Krieg war die

Losung, und doch war schon vor achtzehnhundert Jahren Friede auf Erden verkündigt worden."

Abermals trat Stille ein; Niemand hatte ein Thema, für welches sich die Gesellschaft interessieren konnte. Als die Glocke zehn schlug, stand der Bürgermeister Eber auf und meinte: „Ich will mich nun auf den Weg machen; mir scheint, es ist Zeit, daß wir zu unseren Familien kommen." Sofort erhoben sich Alle und sprachen: „Wir gehen mit." — „Gebe Gott uns Allen seinen Segen und erhalte ihn uns für und für; schenke er uns bald den Frieden und sei uns gnädig jetzt und immerdar", sprach Voit; Stößel aber fügte hinzu: „Und wer Krieg beginnt, dem soll ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft werden im Meere, wo es am tiefsten ist." — Der Archidiakonus that, als sei er nicht unterbrochen worden, und fuhr fort: „Möge der Herr der Heerscharen auch in kommenden Tagen schützen und bewahren unsere geliebte Stadt, Rat und Bürgerschaft behüten vor allem Leid und beglücken mit der reichsten Fülle seiner Huld!"

In feierlicher Stimmung drückten die Ehrenmänner einander die Hand und kehrten heim an den häuslichen Herd; das junge Volk, das ja noch nicht mit zu tragen hatte an den Sorgen und Nöten der Zeit und Erlebtes schnell wieder vergaß, ließ sich die Freuden der Neujahrsnacht nicht nehmen; als die Glocken der Johanniskirche Mitternacht verkündeten, erscholl vielhundertstimmig durch alle Straßen der Jubelruf: Prost Neujahr! Das achtzehnte Säculum war zu Ende, ein neues Jahrhundert begann.

„Mit dem werden wir fertig.“

Am Neujahrstage 1801 zogen nach althergebrachter Sitte die Trommler und Pfeifer der Stadtsoldaten in aller Frühe zuerst zu den vier Bürgermeistern, dann zu den Schöffen und Senatoren und brachten diesen Vertretern der Stadt ihren musikalischen Neujahrsgruß, wofür sie von den also Gefeierten mit einem Geldgeschenke belohnt wurden; die Jugend lief haufenweise mit, freute sich der kriegerischen Märsche und ward nicht müde, immer und immer wieder „Prost Neujahr!“ zu schreien; die Erwachsenen aber waren den ganzen Vormittag auf den Beinen, sich gegenseitig zu besuchen und zu beglückwünschen. Die nächsten zwei Tage gingen noch ruhig vorüber, aber am 4. Januar kam spät abends der wohlbekannte General-Lieutenant Duhesme an; mit ihm erschienen die Brigade-Generäle Brenier und Treillard und der zahlreiche Generalstab; vom anderen Morgen an zog nach und nach die ganze Duhesme'sche Division durch, um in der Gegend Quartier zu nehmen, die Stadt selbst erhielt jedoch nur eine Besatzung von zweihundert Mann.

Platzcommandant wurde, da es sich nur um die paar hundert Mann handelte, der Dragoner-Unterlieutenant Lelong, ein Held von sehr niedriger Herkunft, der sich außerordentlich glücklich fühlte in seiner Commandantenwürde und ein Schriftstück nach dem andern an den Rat schickte, damit er das stolze Bewußtsein pflegen und recht oft unterzeichnen konnte: „Le Commendant de la place: C. Lelong.“ So erbat er sich eines Tages durch ein umständliches schriftliches Aktenstück einen Wasserkrug für das Militärgefängnis, wie auch eine Schippe und einen Besen, um die Hauptwache kehren zu lassen, und hatte keine Ahnung davon, wie er von denen, die Französisch verstanden, ob seiner spaßhaften Orthographie verlacht wurde. Im Uebrigen konnte man recht gut mit ihm auskommen, wenn man ihn nur fleißig Herr Commandant nannte.

Den höchsten Rang unter den anwesenden Offizieren bekleidete Duhesme, und Frau Stepf meinte: „O, weh! Dieser Blutegel! Was für Forderungen wird der wieder stellen! Wie wird er uns drangsalieren!“ Aber der Syndikus lachte und sprach: „Mit dem werden wir fertig; er muß die 5000 Soldatenmäntel und die 5000 Paar Schuhe noch im Gedächtnis haben, die er nicht bekommen hat. Nun treten wir ihm artig entgegen, und du sollst sehen, er wird so liebenswürdig, wie seiner Zeit der Feldmarschall Simbschen.“

So kam es auch, obwohl sich ganz eigentümliche Schwierigkeiten entgegenstellten.

Die Generalstabsoffiziere fanden in den kleinen, zum Teile armen Dörfern kein annehmbares Quartier, kamen alle in die Stadt, und ihnen schlossen sich noch gar Manche an, die mit dem anderwärts Gebotenen wohl hätten zufrieden sein können; sodann liebte es Duhesme, in Gesellschaft von zwanzig, auch dreißig Offizieren zu speisen und den flotten Wirt zu machen: die Verpflegungslast Schweinfurts für den Herrn General und seine Tafelrunde war geradezu erdrückend; nach drei Tagen hatte der Senator Bonzeltius, dem das diesbezügliche Amt anvertraut war, für die Generalstafel bereits 3000 Gulden verausgabt. „Ja, Karl“, sprach der Amtsbürgermeister, „das geht nicht. Wir können doch nicht täglich tausend Gulden für diesen einzigen Posten ausgeben!“ — „Das sehe ich recht wohl ein“, entgegnete der Angeredete, „allein ich weiß mir nicht zu helfen, und es wäre mir das Liebste, ihr übertrüget das Amt einem Anderen.“ Das geschah denn auch sofort; unmittelbar nach der Ratssitzung aber hatte der Regierende noch eine vertrauliche Besprechung mit dem Syndikus, der ihm mit großer Lebhaftigkeit einen Plan entwickelte. „Ein Segen wäre es, wenn das gelänge“, sprach der Oberbürgermeister, fügte jedoch kopfschüttelnd hinzu: „Ich glaube aber nicht, Heinrich, daß du das fertig bringst; versuche dein Glück.“

Nach dem Mittagessen, als Duhesme es sich hatte wohl schmecken lassen und in behaglicher Stimmung war, machte der Syndikus seine gehorsamste Aufwartung, um

(wie er sagte) dem Manne, der Einsicht und Machtfülle mit Wohlwollen paarte, eine Situation zu enthüllen, die ohne Zweifel besseren Zuständen weichen müßte, sobald sie nur vor den Augen des Gebietenden entrollt worden. Dann berichtete er über die exorbitanten Kosten der Generalstafel und meinte: „Wenn wir nur einen einzigen Monat die Ehre haben, Eure Excellenz in unseren Mauern zu beherbergen, so beträgt dieser eine Posten allein mehr als 64000 Livres, eine Summe, welche unsere Stadt selbstverständlich nicht auftreiben kann. Die Herren des Rats waren außer sich bei dieser Aufstellung, ich beruhigte sie aber, indem ich sprach: „Es bedarf nur einer einfachen Darlegung dieses Verhältnisses vor den Augen unseres Generals, und jeder Mißstand wird sofort gehoben; dafür kenne ich Seine Excellenz gut genug.“ 64000 Livres ohne die anderen Kosten, die noch das Doppelte und Dreifache betragen, — wie soll unser Städtchen das aufbringen!“ — Nach einer Viertelstunde hatte Stepf erreicht, daß festgesetzt ward, es seien täglich 500 Livres für die Generalstafel voraus zu entrichten.

Damit begnügte sich der Syndikus aber nicht; er hatte den General in das rechte Fahrwasser gebracht, jetzt mußte die Stimmung benützt, die Gelegenheit ausgebeutet werden.

„Weiter möchte ich Eurer Excellenz noch etwas unterbreiten“, fuhr er fort. „Es ist begreiflich, daß sich die Offiziere der siegreichen französischen Armee nicht mit den höchst dürftigen Quartieren begnügen, welche ihnen die umliegenden Ortschaften bieten, und daß die Herren also in der Stadt wohnen; aber wenn die Dörfer auch nicht im Stande sind, in natura das zu liefern, was ihnen zukommt, so müssen sie doch ohne Zweifel den Wert dafür stellen, id est: bezahlen. Wir ersuchen also Eure Excellenz allergehorsamst um diesbezügliche Anweisung. Todesmut dem Feinde gegenüber, aber Gerechtigkeit für den Bürger! Das ist die Losung des Helden.“

Solches leuchtete dem Herrn General auch ein, nnd er erließ einen Befehl, daß alle Ortschaften der Umgegend,

die mit seiner Division belegt seien, auch an den 500 Livres mit zu tragen hätten; der regierende Bürgermeister solle die Amtleute zu einer Versammlung in den Rathaussaal laden und da die Verteilung der Summe verabreden. Das geschah denn auch, und es übernahmen

Schweinfurt	— täglich —	179	Livres,
das Oberamt Mainberg	„	175	„
Rhön-Werra	„	75	„
Gochsheim und Sennfeld	„	37	„
Grafenrheinfeld und Röthlein	„	34	„
	zusammen	500	Livres.

Nach wenig Tagen erklärte aber Mainberg, es bezahle überhaupt Nichts, die Schweinfurter möchten ihre Offiziere allein füttern. Als dem General dies berichtet ward, machte er selbst eine ganz neue Verteilung, bei der noch mehrere Ortschaften zugezogen wurden, Mainberg abermals mit 175 Livres täglich bedacht wurde, Schweinfurt aber mit Zell, Weipoltshausen, Madenhausen und Oberndorf zusammen nur 149 Livres zu entrichten hatte. „So, mein lieber Stepf“, sprach Duhesme, indem er dem Syndikus die Aufstellung überreichte, „das habe ich verordnet, und dabei bleibt es. Wer sich weigert, — nur mir angezeigt, und sofort kommt die Execution.“

„Gerechtigkeit ist der schönste Schmuck der Mächtigen“, bemerkte der Syndikus, verbeugte sich sehr tief und eilte seelenvernnügt mit seinem Schriftstücke auf das Rathaus.

Am Abend in der Bürgerstube fragte der Schiffer Michal: „Wieviel haben wir also jetzt zu bezahlen?“

„Das ist noch nicht beschlossen“, antwortete Bürgermeister Eber, „aber die 19 Livres müssen die Dörfer schon übernehmen, daß uns keinenfalles mehr als 130 per Tag bleiben.“

„Heinrich, du sollst leben!“ rief Michal. „130 Livres statt 1000 Gulden täglich, das ist ein schöner Gewinn, und den verdanken wir dir.“ Alle stießen fröhlich an, ließen den wackeren Bürger hoch leben, und Kaspar Cramer sprach heiter gestimmt: „Rechnet erst einmal! 1000 Gulden sind 2143 Livres; wir haben also täglich

über 2000 Livres gespart, macht für einen Monat mehr als sechzig Tausend Livres, — ein ganzes Vermögen!"

„Ich sag's ja", nahm Michal wieder das Wort, „in Gold und Perlen sollte unser Syndikus gefaßt werden. Siehst du, Karl", wandte er sich dann an den Senator Bonzeltius, „an dem Manne nimm dir ein Exemplum!" Alle lachten, und der Senator lachte mit, — es war eben nicht Jedem gegeben, mit großen Herren „fertig zu werden". Auch die Mainberger verstanden das nicht; sie schickten kein Geld und meinten, so sei die Sache abgethan. Dafür wurde ihnen aber eine große Tuchlieferung auferlegt, Strafeinquartierung in's Haus geschickt, und es kam ein so gewaltiger Schrecken über sie, daß sie nun alles thaten, was von ihnen verlangt wurde; das Gebot aber hieß: 4800 Livres voraus bezahlen, damit in den nächsten vier Wochen kein Fehlbetrag vorkommt. Jetzt bezahlten sie.

Der Dekadentag.

Die französische Republik rechnete nicht nach siebentägigen, sondern nach zehntägigen Wochen, Dekaden genannt, und feierte auch nicht, wie wir, den ersten, sondern, wie die Juden, den letzten Tag eines solchen Zeitabschnittes. Samstag, der zehnte Januar 1801, war der erste Dekadentag des neunzehnten Jahrhunderts und wurde durch große Parade und Musterung festlich begangen. Auf dem Marktplatze war sämmtliches Militär in Galauniform aufgestellt, eine ausgezeichnete Musik spielte dazu heitere und kriegerische Weisen; durch Pracht und Glanz ward jedes Auge bestochen, durch eine unübertreffliche Ordnung und Pünktlichkeit die allgemeine Anerkennung gewonnen, — mit Benehmen und Haltung des Militärs

war überhaupt die Bürgerschaft sehr zufrieden, und man sah klar und unzweideutig, daß es das ernste Streben der Commandierenden war, mit den Einwohnern auf besten Fuß und freundliches Einvernehmen zu kommen. Schon einige Tage vorher waren an die Honoratioren der Stadt gedruckte und schön verzierte Einladungskarten zu einem Balle verteilt worden, welchen „die Stabsoffiziere und die Offiziere der Garnison zu halten sich beehrten, und zu welchem sie auf Sonntag Abend 8 Uhr in den Gasthof „Zum Raben“ die Damen und Herren ergebenst invitierten.“ Und was man von dem Balle erwartete, wurde weit übertroffen. Duhesme begrüßte die Erscheinenden mit großer Höflichkeit und Leutseligkeit, alle Offiziere waren galant und liebenswürdig, an Pracht und Glanz blieb nichts zu wünschen übrig, und mit ausgesuchten Speisen, anregenden Erfrischungen und feinen Weinen ward überreichlich aufgewartet. In Lust und Freude ward getanzt die ganze Nacht hindurch, und das Vergnügen wurde auch nicht wesentlich beeinträchtigt dadurch, daß viele Offiziere nur wenig deutsch, und die meisten Bürger nur wenig französisch verstanden. Sämmtliche Teilnehmer an der Festlichkeit waren in hohem Grade befriedigt, und eine Frau Senatorin meinte, als sie am Arm ihres Mannes nach Hause schritt: „Wenn man so sieht, wie sich Freund und Feind miteinander vertragen, vergnügt und glücklich sind, fragt man sich: Wozu sind nur die Kriege? Warum schlagen die Menschen einander die Köpfe ein? Sie könnten doch auch in Frieden zusammen leben!“ — „Ja“, brummte der Herr Gemahl als Antwort, „das mußt du andere Leute fragen; wir Bürger fangen keinen Krieg an.“

Es ist selbstverständlich, daß sich der Rat der Stadt Schweinfurt nicht „lumpen ließ“, sondern acht Tage später nun seinerseits dem Offizier-Corps einen Ball gab, der — so weit möglich — jenen noch an Glanz und Fülle übertraf. Als am Samstag frühe Duhesme aus den Händen eines Ratsgliedes die Karte empfing, auf welche mit Zierbuchstaben gedruckt war, daß Seine Excellenz, Herr General-Lieutenant Du-

hesme zu dem von Bürgermeister und Rat der Stadt arrangierten Balle ergebenst eingeladen werde, fühlte er sich so geschmeichelt und machte ihm die kunstvoll hergestellte Karte so viel Freude, daß er sich noch zwei gleiche Exemplare ausbat, damit er das eine seiner Frau nach Mainz, das andere an die Regierung nach Paris senden könne; zugleich bat er um die Ehre, daß der ganze Rat morgen bei ihm zu Mittag speise.

„Mit dem werden wir fertig", hatte der Syndikus gesagt, und so geschah es auch. Bei der Tafel war der General unerschöpflich in Artigkeiten, bewirtete seine Gäste prächtig und mit Ueberfluß und war in glücklichster, freudigster Stimmung. Die Hauptsache kam aber noch. Als er Abends 8 Uhr zum Balle erschien, ward er an der Thüre von einem der Bürgermeister mit wohlgesetzter französischer Anrede bewillkommt, und als er in den Saal trat, verbeugten sich alle bereits Versammelten, die Musik spielte einen Tusch, Trompeten und Pauken erschollen, und sobald ihr Schall verklungen war, schritten die beiden Töchter des Legationsrats Pollich mit noch einigen ihrer gleichalterigen Freundinnen vor und überreichten dem gefeierten Gaste ein in roten Atlas gebundenes Gedicht, welches den Titel zeigte: „Seiner Excellenz, dem Herrn General-Lieutenant Duhesme, zum festlichen Empfange bei einem Balle von Schweinfurts Schönen gesungen am 18. Jänner 1801." Das Gedicht war deutsch, aber eine französische Uebersetzung war beigedruckt, und während es nun mit voller Musikbegleitung abgesungen ward, las der Gefeierte mit Wohlgefallen den schmeichelhaften Text; und wohl noch zehnmal holte er während des Balles sein Carmen aus der Tasche und studierte es glückselig durch.

In Nebenzimmern des Saales standen auf langen Tischen, appetitlich und einladend geordnet, feine, die Eßlust reizende Speisen, rote und weiße, deutsche und französische Weine; Punsch, Kaffee und Thee ward verabreicht, Jeder griff zu, wo und wie er Lust hatte; der Verkehr war ein durchaus ungezwungener, fröhlicher, aber die Schranken der Sitte strenge beachtender, und als am Morgen um 5 Uhr die Teilnehmer heimkehrten, mußten

sich alle sagen: „Es war ein würdiges und schönes Fest.“ Der Glücklichste war Duhesme, aber den größten Vorteil hatte die Bürgerschaft, denn der General war für die Auszeichnung, die man ihm hatte zu Teil werden lassen, in hohem Grade dankbar, ward der Stadt sehr freundlich gesinnt und bewies ihr sein Wohlwollen bei jeder Gelegenheit; und der Rat benahm sich seinen Mitbürgern gegenüber auch nobel, — jedes Mitglied, das an dem Balle Teil genommen, bezahlte für sich und die Seinen, und es wurde nicht auf Kosten der Stadt geschwelgt. —

Während die Offiziere im „Raben“ tanzten, belustigten sich die gemeinen Soldaten in anderen Wirtschaften, und bei diesen Vergnügungen ging es weniger fein und strenge zu. Im Gasthof „Zum Hirschen“ diente eine Magd, die Schwedenmeyerin genannt, weil ihr Vater einst schwedischer Soldat gewesen war und Meyer hieß; sie war von gemeiner Gesinnung und von Niemandem geachtet. In jener Nacht war sie auf dem Tanzboden im „Einhorn“ und machte da einige Grenadiere und Dragoner eifersüchtig, so daß Händel entstanden; die Schlägerei verpflanzte sich auf die Straße, die Soldaten zogen blank, und bei dieser Gelegenheit erhielt auch die Schwedenmeyerin einen Stich. Mit laut gellendem Schrei stürzte sie zu Boden, — die Soldaten kamen wieder zur Besinnung, wuschen der Verletzten die Wunde mit Branntwein aus und trugen sie dann selbst in den „Hirschen“.

Andern Tages sprach die ganze Stadt von diesem Vorfalle; die Thäter saßen im Gefängnis, die Blessierte gab zu keiner Besorgnis Veranlassung, und die Untersuchung begann sofort. Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich auch das Gerücht, die Soldaten, welche die Waffen gezogen hatten, sollten erschossen werden, und darob entsetzte sich Jedermann. Um einer solchen Person willen, die für alle Welt ein Abscheu war, und die man längst gerne aus der Stadt gejagt hätte, wenn das nur zulässig gewesen wäre, sollte Niemand sein Leben einbüßen; die Schweinfurter hielten strenge auf Anstand und Sittlichkeit, und die Schwedenmeyerin war ihnen von jeher ein Dorn

im Auge. Ehe acht Tage vergingen, erschien der Consulent Stoer bei dem Höchstcommandierenden Brenier, (— Duhesme war in das Hauptquartier nach Mainz gerufen worden —) und überreichte ihm eine von mehr als hundert angesehenen Bürgern unterzeichnete Fürbitte für die angeklagten Soldaten, die wegen einer verrufenen Dirne das Leben lassen sollten, und vierundzwanzig Stunden später ging ein in gleichem Sinne gehaltenes Bittgesuch des Magistrats ein. Diese ehrenhafte Gesinnung erzeugte eine außerordentlich gute Stimmung bei dem Offiziercorps und ward den Schweinfurtern sehr hoch angerechnet. General Brenier schrieb zurück: „Ich bin nicht berechtigt, in die Justiz irgendwie einzugreifen, aber ich werde Ihren Wunsch den Richtern mitteilen und bin überzeugt, daß er ihren Urteilsspruch beeinflussen wird. Die Teilnahme, welche Sie dieser Angelegenheit zuwenden, ist ein neuer Beweis Ihrer menschenfreundlichen Gesinnung. Genehmigen Sie die Versicherung meiner lebhaften Dankbarkeit, mit der ich die Ehre habe, Sie zu grüßen. — Brenier.“

Der Eindruck, welchen dieser Brief bei dem Rate hervorrief, war nicht minder günstig. „Respect davor“, sprach der Schöffe Dürbig; „er läßt dem Rechte seinen Lauf und constatiert, daß die Richter über einem Generale stehen, von Niemandem Weisung zu empfangen haben, und daß das Gesetz der höchste Gebieter ist.“

Am 11. Februar wurde im Rittersaale des Rathauses unter dem Vorsitze des Obersten La Clève öffentliches Kriegsgericht gehalten, und die Art, wie der feierliche Act vollzogen ward, erwarb der französischen Rechtspflege bei allen Zuschauern und Zuhörern die größte Hochachtung. Der Obrist, ein großer, schöner Mann mit wohlwollender Miene hatte seinen Platz auf einem erhöheten Sitze, neben ihm an einer Tafel saßen die richtenden Offiziere, in Gala-Uniform, die Hüte mit Federbüschen geziert; gegenüber hatten in Sesseln die Angeklagten ihren Platz; sie waren gebadet, barbiert, trugen frischgewaschene Hemden, und ihre Kleider waren sorgfältig vom Gefängnisschmutze gereinigt, die Schwedenmeyerin

wurde durch einen sprachkundigen städtischen Canzlisten befragt. Mit großem Ernste und gespannter Aufmerksamkeit folgten die Offiziere der Rede des Anklägers, dem Verhöre und der mit Energie und Feuer vorgebrachten Verteidigung der Inquisiten durch den Lieutenant Eremit; von den vier Angeklagten ward einer zu achtjähriger und einer zu fünfjähriger Eisenstrafe verurteilt, die beiden Anderen wurden freigesprochen.

„Mich hat diese gerichtliche Handlung tief ergriffen", sprach am Abend in der Bürgerstube der Archidiakonus Voit. „Sanft und menschenfreundlich und ohne vorgefaßte Meinung redete der würdige Vorsitzende die Beschuldigten an; wie auch ihre Antworten lauteten, er blieb stets gleich ruhig und unbefangen; nie schreckte er die ohnehin vor Todesangst Bebenden durch harte Worte, oder auch nur durch drohende Mienen; ohne Leidenschaft ward das Urteil gefällt. Wenn ich bedenke, wie bei uns in Deutschland Richter, Amtleute, Vögte und Schulzen oft die Angeklagten roh behandeln, bedrohen und anbrüllen, so muß ich sagen: Hier können wir noch etwas lernen; die heutige Verhandlung kann jedem Gerichte zum Muster dienen." —

Das Verhältnis zwischen Bürgerschaft und Besatzung ward stetig besser, die gegenseitige Stimmung wohlwollender; zur Verhütung von Unfug und Ausschreitungen ließ General Brenier unter Trommelschlag bekannt machen, den Wirten sei strenge verboten, Soldaten nach dem Zapfenstreiche (also nach $6^1/_2$ Uhr abends) noch Getränke zu verabreichen, — es hätte Alles recht gut werden können, wenn nur die immer wiederkehrenden Forderungen des Obercommandos in Würzburg nicht gewesen wären! Aber diese nahmen kein Ende. Die übermäßigen Ausgaben zu bestreiten, wurde im Rate der Verkauf mehrerer städtischer Grundstücke und die Ausschreibung einer neuen Zwangs-Anleihe nach der Scala vom 6. December (— siehe Seite 107 —) in Anregung gebracht. Mit dem ersten Vorschlage waren Alle einverstanden, so bitter es auch war, das Eigentum der Stadt in einer Zeit zu veräußern, in welcher nur Bettelpreise erlangt werden

konnten; was aber den zweiten Vorschlag betraf, so sprach sich die Mehrheit sehr entschieden dagegen aus.

„Das geht nicht", sprach der Senator Sixt; „die Bürger können nur zum allerkleinsten Teile noch eine solche Last tragen."

„Einverstanden", rief der Senator Weinich. „Absolut unmöglich, den Einwohnern eine derartige Forderung zu stellen! Woher soll der gemeine Mann das Geld nehmen?"

„Da will ich lieber aus meiner eigenen Tasche das Vierfache bezahlen", erklärte der Achterherr Georg Schuler, „ehe ich zu einer solchen Auflage Ja sage."

„Das Geld muß herbeigeschafft werden", nahm Bürgermeister v. Berg das Wort, „es handelt sich darum, einen Modus zu finden, durch welchen die Bürger nicht allzusehr gedrückt werden, und da hat der Georg eine Andeutung gegeben, die ich aufgreifen möchte; auf diesem Wege würde Niemand belästigt."

Jetzt sprach Kaspar Cramer: „Ich will keine lange Vorrede bringen und keine schönen Worte drechseln; ich mache den Vorschlag: Wir verteilen die ganze Zwangsanleihe auf sämmtliche Ratsglieder, je nach ihrer Steuerquote. Von uns bricht Keiner unter dieser Last zusammen; draußen in der Bürgerschaft sind aber Viele, deren Schultern eine solche Bürde nicht mehr zu tragen vermögen."

„Einverstanden! Ich bin dabei!" rief der Schöffe Dürbig laut und mit Nachdruck, der regierende Bürgermeister aber lächelte und sprach: „Ganz nach meinem Sinne! Ich bin sehr gerne bereit, diesen Weg einzuschlagen und habe den nämlichen Gedanken gehabt; wollte aber nur den Vorschlag nicht selber machen, sondern dachte, es ist besser, wenn er aus dem Schooße der Versammlung hervorgeht. — Wer will noch darüber sprechen?"

„Was ist da noch zu überlegen?" ließ sich der Schöffe Segnitz vernehmen. „Der kleine Mann kann keine Summen mehr beisteuern, also müssen wir in den Kasten greifen, so lange noch etwas darin ist; sind wir auch am Ende, dann sagen wir: ‚Adieu Partie' und gehen vom Rathaus heim."

„Nun, nun, Ernst, ich denke, es hält noch eine Weile", sprach Doctor Stolle; „und hoffentlich wird Friede gemacht, ehe wir beim Verhungern angekommen sind."

Gegen den Vorschlag sprach Niemand; die wackeren Männer nahmen die ganze Last auf sich und verschonten ihre ärmeren Mitbürger.

Friede.

General Brenier war nach Würzburg gerufen worden und kehrte Donnerstag, den 19. Februar 1801, von dort zurück; er war die Nacht durch gefahren, traf morgens zwischen 7 und 8 Uhr wieder hier ein, ließ seinen Wagen einen Augenblick an der Hauptwache halten und gab den Befehl, daß sofort Generalmarsch geschlagen werde; dann erst eilte er in sein Quartier.

Auf einmal ertönte gewaltiger, lauter Trommelwirbel in allen Straßen und Gäßchen, Bürger und Krieger erschraken gleichmäßig und fragten sich: „Was soll das bedeuten? Geht es wieder los?" Die Schweinfurter stürzten aus den Häusern, fanden sich truppweise zusammen und besprachen ihre Ansichten und Befürchtungen miteinander; anders war es bei dem Militäre: hier gab es kein Ueberlegen, Fragen, Bedenken, hier galt nur das augenblickliche Gehorchen; von rechts und links, von allen Ecken und Enden her rannten gemeine Soldaten, hohe und niedere Offiziere, Spielleute und Marketenderinnen, Reiter und Fußvolk dem Sammelplatze zu, und ehe eine Viertelstunde verging, stand die ganze Garnison in Kriegsrüstung mit Sack und Pack auf dem Marktplatze, bereit, in's Feld zu rücken. Von allen Seiten drängte das Volk heran, um so schnell als möglich die Unglücksbotschaft zu vernehmen, — denn daß es sich um ein Unglück handle, war selbstverständlich; seit zehn Jahren hatte man überhaupt nichts Anderes gehört.

Jetzt ritt General Brenier, umgeben von seinen Adjutanten und Stabsoffizieren, in das waffenstarrende Viereck und ward in militärischer Weise durch die Fahne und Musik begrüßt. Er hielt. Darauf zog er ein großes Aktenstück aus der Brusttasche und verlas mit lauter, weithin schallender Stimme, daß die Republik und das Haus Oesterreich am 9. Februar in Luneville einen definitiven Frieden abgeschlossen. Die Zuhörer waren verblüfft, sie konnten ein solches Glück gar nicht fassen; als aber Brenier seinen Federhut schwang und freudig rief: „Vive la République!“ und die Krieger feurig mit einstimmten, da begriffen die Zuhörer, daß es wirklich so sei, stoben auseinander, um die glückliche Neuigkeit nach Hause zu tragen und in der ganzen Stadt zu verkündigen; die Knaben und die jungen Burschen aber raseten kreuz und quer durch die Straßen, brüllten: „Friede! Friede!“ und „Vivat hoch!“ Erst nach und nach machte die Ueberraschung einem ruhigeren, glücklichen Gefühle Platz; man hatte zu viel gelitten und erduldet und konnte sich nicht so plötzlich in eine den neuen Verhältnissen entsprechende Stimmung versetzen.

Auf dem Bleichrasen wurden zum Preise des Friedens sechszehn Kanonenschüsse abgefeuert, alle Glocken wurden geläutet, der Magistrat trat ohne Zögern auf dem Rathause zusammen, faßte die geeigneten Beschlüsse und ließ unter Trommelschlag die Bewohner auffordern, mit Einbruch der Dunkelheit ihre Häuser zu erleuchten. Um 4 Uhr donnerten abermals die Kanonen, brummten die Glocken von den Türmen, und nach und nach fand man sich schon in das Glück. Im Raben ward Festessen mit darauf folgendem Ball für die Offiziere und die Familien der angesehenen Bürger arrangiert; Freunde, Bekannte und Nachbarn traten zusammen und hielten daheim ihre Festmahlzeiten; Gesellen und Lehrlinge brachen sogleich nach dem Abendbrode auf, strömten hinaus auf die Straßen und wurden nicht müde, Vivat zu schreien; auch die gemeinen Soldaten hatten bis Mitternacht Urlaub, und diesmal kam kein Unglück vor.

Die Herren, welche sich gewöhnlich in der „Bürger-

stube" zusammenfanden, waren zum größten Teile oben im festlich geschmückten Saale, doch wußte Jeder auf ein Halbstündchen abzukommen; wenn die Offiziere und die Damen tanzten, war die Hauptaufgabe gelöst, und die älteren Bürger durften sich ohne Bedenken zeitweilig in das liebe, traute Hofzimmer zurückziehen.

„Weißt du, Jakob", sprach der Senator Sixt zu dem Assessor Stößel, „in der Neujahrsnacht sagtest du, wer den Frieden störe, dem solle ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft werden im Meere, wo es am tiefsten ist."

„Matthäi am achtzehnten, Vers sechs", schaltete der Archidiakonus salbungsvoll ein; Sixt aber beachtete die Unterbrechung nicht und sprach ruhig weiter: „Gestern Abend lernte ich ein anderes Recept kennen, welches auch wirksam ist; ich las es in einer schwäbischen Chronica und muß es euch jetzt mitteilen. Der Prinz Alexander von Württemberg führte ein üppiges, verschwenderisches Leben, und ein Stuttgarter Banquier, Süß-Oppenheimer, half ihm bereitwillig aus allen Geldnöten, weil er wußte, daß er Alles zehnfach zurückerhalten würde, sobald der Prinz die Regierung angetreten. 1733 bestieg nun dieser den Thron, ernannte seinen Geldlieferanten zum Ministerpräsidenten und Finanzminister, und Süß war jetzt in seinem Elemente; er drückte das Land mit fast unerschwinglichen Steuern, sammelte sich Millionen an, trug in seinem Auftreten eine orientalische Pracht zur Schau und regierte unumschränkt nach Willkür und Laune. Das Volk wurde im höchsten Grade erbittert, indem es sah, daß man die Stände abschaffen und es so jedes Rechtes berauben wollte; allerwärts gährte es bereits, als der allmächtige Minister seine Anstalten traf, die höchsten verfassungstreuen Beamten bei nächtlicher Weile verhaften und in's Gefängnis werfen zu lassen, — da starb der Herzog plötzlich an einem Schlagflusse, und nun machten die guten Schwaben nicht viele Umstände, sondern steckten den Herrn Finanzminister ein und klagten ihn an. Der Prozeß ward eröffnet und der Dränger zum Tode verurteilt. Des verstorbenen Herzogs Sohn war erst neun

Jahre alt und stand unter der Vormundschaft eines Verwandten, der zugleich die Regierung führte; als diesem das Todesurteil vorgelegt ward, bestätigte er es und schrieb, da er selbst empört war über die bisherige Mißwirtschaft, eigenhändig darunter: „Ihme zur wohlverdienten Straff, jedermänniglich aber zum abscheulichen Exempel.“ In einem ungeheuren eisernen Käfig wurde ein mächtig hoher eiserner Galgen errichtet und am 4. Februar 1738 Süß-Oppenheimer, prächtig geschmückt, in seinen Staatskleidern daran gehenkt. — Siehst du, an einen solchen Galgen soll gehängt werden, wer je wieder Krieg anfängt.“

„Ganz recht“, erwiderte Stößel, „und ich gebe dir meine Stimme, daß du die Execution vollziehst.“ —

Es war nur Ein Gedanke, der Alle bewegte, nur Ein Wunsch, der jedes Herz durchglühte: die Sehnsucht nach dauerndem Frieden. Darum fiel auch die angeordnete Illumination trotz der Kürze der Zeit über alle Erwartung prächtig aus; jeder that sein Bestes, und auch der Aermste ließ es sich nicht nehmen, wenigstens ein paar Lämpchen an's Fenster zu stellen. Es ward nicht erleuchtet, weil es befohlen war, sondern aus innerem Herzensdrange. Der Glanzpunkt der bunt strahlenden Dekoration war der Marktplatz, auf dem Tausende von gelben, roten, blauen, grünen und violetten Lichtern in die dunkle Nacht hinaus funkelten, und das architektonisch so prachtvolle Rathaus war selbstverständlich die Krone des Ganzen. Auch transparente Bilder und Inschriften sah man hier und da; viel Geist war nicht darin und noch weniger Poesie, — es mußte ja Alles in großer Hast gemacht werden, und ohne daß man sich viel Zeit zum Ueberlegen nehmen konnte, aber jeder Spruch war gut gemeint, und der Inhalt drückte allerwärts denselben Gedanken aus.

„Der Friede ist das höchste Gut,
Fluch dem, der ihn je stören thut“,

war in der Oberen Gasse zu lesen. Ein Transparent in der Brückenstraße zeigte einen großen Galgen und darunter die Worte:

„Wer jetzt den Frieden wieder bricht,
Für den steht hier das Hochgericht.“

Auf einem Leuchtbild, welches ein Bäcker vor einem Fenster seines Hauses angebracht, sah man den Meister, wie er nach einem Backofen deutete, in welchem ein fürchterliches Feuer brannte; die Unterschrift hieß:

„Willst du die Kriegskanonen laden,
Sollst du in meinem Ofen braten.“

Es war ein Jubel, eine Freude in dem alten Schweinfurt, wie man Aehnliches seit vielen Jahren nicht erlebt hatte; in den nächstfolgenden Tagen fand man sich denn auch in die neue Situation, ward ruhiger, ernster, und als am Sonntag, den 22. Februar, ein kirchliches Friedens- und Dankfest gefeiert wurde, war Alt und Jung, Vornehm und Gering in der rechten Stimmung. Voit selbst hielt die Festpredigt in der Johanniskirche, Alle waren tief ergriffen, und der Archidiakonus endigte das Schlußgebet mit den Worten: „O, sieh gnädig auf uns herab, Herr des Himmels und der Erden! Erhalte uns den Frieden, den du uns beschert; erleuchte Bürgermeister und Rat, schmücke uns Alle mit deiner Huld, lasse unser Gemeinwesen blühen und gedeihen, schütze es vor Drangsal und Not, halte deine mächtige Hand schirmend und segnend über Schweinfurt! Amen.“ Und andächtig und innig wiederholte die ganze Versammlung:

Amen.

Bürgermeister und Rat

der Freireichsstadt Schweinfurt am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Bürgermeister oder Consuln.

Andreas v. Berg — Kaspar Cramer — Volpert Eber, Dr. jur. — Friedrich Wesselius.

Schöffen oder Scabinen.

Heinrich Cramer — Michael Dürbig — Ernst Segnitz — Balthasar Stolle, Dr. med.

Ratsherren oder Senatoren.

Karl Bonzeltius, Kaufmann — Matthäus Englert, Canzlist — Christoph Hahn, Canzlist — Augustin Holland, Advokat — Gottlob Noltenius, Apotheker — Philipp Sixt, Advokat — Michael Stepf, Canzlist — Friedrich Weinich, Mödelmeister (d. i. Baudirector).

Beisitzer oder Assessoren.

Theodor Emmert, Sekretär — Thomas Fichtel, Kaufmann — Kaspar Lebküchner, Advokat — Elias Schmidt, Dr. med. — Friedrich Schöpf, Advokat — Philipp Stepf, Procurator — Jakob Stößel, Weißgerber — Georg Voit, Dr. med.

Achterherren.

Friedrich Adami, Chirurg — Philipp Krauß, Kaufmann — Athanas Michal, Schiffmann — Gotthard Reinhardt, Spezereihändler — Georg Reuter, Weißbäcker — Kaspar Schöner, Kaufmann — Georg Schuler, Kaufmann — Adam Walz, Conditor.

Syndikus.

Heinrich Stepf.

Consulenten.

Christian Merck — Johann Stoer.

Inhaltsverzeichnis.

Oppel, Karl

Die alten Schweinfurter das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der Freireichsstadt Schweinfurt ; auf Grund der im städtischen Archiv befindlichen Raßdörfer-Voit'schen handschriftlichen Chronik

Schweinfurt 1892